

# **KAPITEL 2**

## ***MENSCHLICHKEIT UND GÜTE***

---

### **Barbara Honigmann** **EINE POSTKARTE FÜR HERRN ALTENKIRCH**

Als ich nach Brandenburg kam als Dramaturg ans Theater, fragte man mich am ersten Tag, ob ich ein Leerzimmer oder ein möbliertes Zimmer haben wollte... Ein Zimmer, das zu einer Wohnung gehört, die Wohnung gehört einer Familie, und wer immer diese Menschen sein werden, werde ich ihnen dankbar sein, wenn ich die Wärme ihrer Wohnung mit ihnen teilen kann.

Ich zog zu Herrn Altenkirch in die Hauptstraße 7. Er wohnte im Hinterhof, das Haus war nur klein, und die Wohnung war warm. Herr Altenkirch heizte jeden Morgen die Öfen der drei Zimmer: seine «Stube», sein Schlafzimmer und das Zimmer, das er vermietete.

Herr Altenkirch war alt und sehr dünn, und wenn er ausging, setzte er den Hut auf, wie die Männer seiner Generation es zu tun pflegten. Ich glaube, er lebte schon lange allein dort, ich habe nie erlebt, dass er Besuch bekam, und ein Telefon hatte er auch nicht. Er sagte bei unserem ersten Gespräch zu mir: «Morgens, nach dem Aufstehen, wollen wir immer zusammen frühstücken und uns unterhalten. Da habe ich ein bisschen Gesellschaft».

So taten wir es auch. Beim Frühstück, das er immer schon vorbereitet hatte, wenn ich aus meinem Zimmer kam, unterhielten wir uns, und da zeigte er mir auch sein Fotoalbum, in das er neben Familienbildern auch Bilder von Künstlern des Theaters eingeklebt hatte. Zwei von ihnen hatten vor mir bei ihm zur Untermiete gewohnt, eine Schauspielerin und ein Musiker. Der Musiker war lange sein Untermieter gewesen, und später, als er schon nicht mehr in Brandenburg war, hat er von Reisen Ansichtskarten geschickt, die Herr Altenkirch alle aufgehoben und in das Album eingeklebt hatte. Und als wir sie uns ansahen, dachte ich: Später werde ich auch solche Ansichtskarten an Herrn Altenkirch schreiben, ich werde ihm damit eine Freude machen, denn er ist doch einsam.

Einmal, als ich vom Theater nach Hause kam, merkte ich, dass Herr Altenkirch in der Zwischenzeit meine Schuhe geputzt hatte, ich sagte ihm, dass er das um Gottes willen nicht tun soll, ich könne doch meine Schuhe sehr gut selber putzen. Aber er bat mich, ihn zu lassen, es macht ihm Spaß, er hat doch nichts zu tun den ganzen Tag, und er kann auch nicht so lange schlafen und ist jeden Morgen schon ganz früh wach, schließlich komme ich doch immer so spät in der Nacht von den Proben nach Hause. Da soll ich ihm ruhig meine Schuhe einfach draußen stehen lassen, er putzt sie dann gleich morgens vor dem Frühstück und ich kann sie schon anziehen, wenn ich wieder ins Theater gehe. Es war mir so unangenehm, mir von ihm, einem alten Mann, die Schuhe putzen zu lassen, er wollte es aber unbedingt, und so ließ ich es so geschehen, da es ihm Freude machte und er so stolz war auf die glänzenden Schuhe. Nie wieder in meinem Leben habe ich glänzende Schuhe gehabt.

Manchmal, wenn ich nachmittags zwischen den Proben nach Hause kam, saß Herr Altenkirch in seiner «Stube» im Sessel und guckte aus dem Fenster, die Tür zum Flur ließ er immer auf, so dass er mich gleich sah, wenn ich die Wohnungstür aufschloss, und er bat mich dann hereinzukommen, und ich erzählte vom Theater, und wir blätterten zusammen in alten Illustrierten, die da wohl schon sehr lange rumlagen. Manchmal hatte er auch ein Paket aus dem Westen gekriegt, und das packte er dann mit mir zusammen aus und gab mir von den Schokoladenriegeln ab und kochte noch extra einen Nachmittagskaffee.

Aber ich war nur ein kurzes Jahr in Brandenburg, schon vor dem Ende der Spielzeit ging ich vom Theater dort wieder weg. Es hatte viel Krach gegeben, einen Prozess sogar. Wir waren eine Gruppe, Schauspieler, Regisseur und Dramaturg, die alles anders wollte und der Anführer der Gruppe war nun verurteilt worden zu gehen. Da gingen wir alle mit, aus Solidarität. Nachher allerdings stand jeder für sich allein da, hatte nichts, fand nichts und musste schließlich ein Engagement annehmen, das sich bot, wo es auch sei und was es auch sei. Der Anführer der Gruppe zog sich ganz zurück und lebt, soviel ich weiß, heute als Holzfäller im Walde.

Ich zog also wieder weg von Herrn Altenkirch. Ich packte meine Sachen, die ich in seiner Wohnung ausgebreitet hatte, wieder ein, nahm meine Kunstpostkarten von der Wand und verabschiedete mich von ihm. Er nahm seinen Hut und brachte mich noch bis zur Ecke, hinter der die Straße zum Bahnhof führt. An der Ecke blieb er stehen, und ich ging weiter. Ich drehte mich oft um, der kleine Herr Altenkirch winkte mit dem Hut, bis ich endgültig in den Bahnhof einging. Und da dachte ich wieder: Ich werde ihm ab und zu eine Postkarte schicken, wenn ich irgendwo unterwegs bin, ein Ansichtskarte, einfach einen Gruß:

An Herrn Altenkirch  
18 Brandenburg/Havel  
Hauptstraße 7

Lieber Herr Altenkirch,  
ganz herzliche Grüße aus ... sendet Ihnen Ihre ...

Inzwischen sind so viele Jahre vergangen. Herr Altenkirch wird jetzt bestimmt schon tot sein, und ich habe diese Postkarte nie geschrieben, ich weiß nicht warum, einfach weil ... weil ... und weil ...

Aber ich muss mir jetzt immer vorstellen, wie Herr Altenkirch zu der Stunde, wenn der Briefträger kam, hinunterging und in seinen Kasten schaute, in dem so selten etwas lag, und wie er hofft, einmal vielleicht von mir eine Ansichtskarte darin zu finden, aber sie nie fand, und wie dann sicher mit der Zeit die Hoffnung langsam schwand, aber die Enttäuschung sicher blieb.

Und jetzt tut es mir weh. Bitte, verzeihen Sie mir, Herr Altenkirch.

### **Grundwortschatz**

- *der Briefträger; der Briefkasten; die Illustrierte; der Kasten; der Künstler; die Probe; der Schauspieler;*
- *aufkleben; aufschließen; einpacken; gucken; mieten; sich verabschieden von Dat.; vermieten; verzeihen;*
- *ab und zu; allerdings; endgültig; unbedingt.*

### **Wortschatzarbeit**

1. Ergänzen Sie mit den Wörtern aus dem Text folgende Sätze!

In Brandenburg gibt es ein bekanntes Theater, an dem während der Spielzeit viele \_\_\_\_\_ und \_\_\_\_\_ ein Gastengagement haben. Oft \_\_\_\_\_ diese Leute Zimmer in der Stadt. Ein Jahr lang \_\_\_\_\_ Herr Altenkirch eins von seinen kleinen Zimmern an eine Dramaturgin vom Theater. Jeden Morgen frühstücken sie zusammen und \_\_\_\_\_ manchmal sein Fotoalbum \_\_. Herr Altenkirch hat nicht nur Familienfotos in seinem Album, sondern auch Ansichtskarten, die er darin \_\_\_\_\_. Bis spät in die Nacht hat die Mieterin im Theater \_\_\_\_\_, aber \_\_\_\_\_ kommt sie auch am Tage für ein paar Stunden in die Wohnung zurück. Herr Altenkirch mag sehr, wenn

sie die Tür \_\_\_\_\_ und Zeit für ihn hat. Manchmal sehen sie sich alte \_\_\_\_\_ an. Er will auch \_\_\_\_\_ Ihre Schuhe putzen, obwohl die Mieterin das nicht gern sieht. Eines Tages, lange vor dem Ende der Spielzeit, erzählt die Mieterin über einen Krach im Theater. Kurz danach \_\_\_\_\_ sie ihre Sachen wieder \_\_\_\_\_. Sie muss \_\_\_\_\_ von ihm \_\_\_\_\_ und verspricht, ihm zu schreiben. Herr Altenkirch bringt sie zum Bahnhof und winkt mit dem Hut, bis sie \_\_\_\_\_ nicht mehr zu sehen ist. Nach dem Abschied wartet er jeden Tag auf einen \_\_\_\_\_ von ihr, aber er hat nie eine Karte von seiner Mieterin erhalten. Sein \_\_\_\_\_ bleibt leer. Als die Erzählerin sich an Herrn Altenkirch erinnert, wird sie traurig und sie bittet ihn, ihr für ihr Schweigen zu \_\_\_\_\_.

2. Verwandte Wörter. Ergänzen Sie die Sätze mit den Wörtern:

*die Miete; mieten; der Mieter/die Mieterin; vermieten; der Vermieter/die Vermieterin.*

- a. Ein alter Mann \_\_\_\_\_ oft ein Zimmer an die Schauspieler.
- b. Junge Schauspieler \_\_\_\_\_ gern ein Zimmer bei ihm. Denn \_\_\_\_\_ ist nicht sehr hoch, und angehende Schauspieler verdienen wie bekannt sehr wenig.
- c. Der alte Mann freut sich, \_\_\_\_\_ im Hause zu haben, denn er ist so einsam.
- d. Als \_\_\_\_\_ ist der alte Mann freundlich und nett.

3. Adjektive mit dem Suffix *-lich*. Suchen Sie diese Adjektive im Text heraus und dann übersetzen Sie sie in die Muttersprache.

4. Grammatik im Kontext. Vergangenheitsformen des Verbs.

Die Autorin beschreibt Ereignisse in der Vergangenheit und gebraucht dabei hauptsächlich das Präteritum (Imperfekt). Wir finden aber auch andere Zeitformen des Verbs. Lesen Sie den letzten Teil der Geschichte noch einmal. Beantworten Sie folgende Fragen zu Form und Funktion der Zeitformen im Text.

- a. Suchen Sie vier Verben im Präteritum. Führen Sie ihre Infinitivformen an. Sind die Verben stark oder schwach?
- b. Finden Sie im Text ein Beispiel im Plusquamperfekt. Ist das Verb schwach oder stark? Warum gebraucht die Autorin diese Zeitform?
- c. Finden Sie zwei andere Zeitformen (außer Präteritum und Plusquamperfekt) im letzten Teil des Textes. Erklären Sie ihre Form und Funktion.

5. Vokabeln lernt man oft besser in kurzen Ausdrücken oder im Kontext. Suchen Sie im Text Wörter, die für Sie neu waren und die Sie für den

aktiven Sprachgebrauch lernen wollen. Bilden Sie kurze Sätze mit diesen Vokabeln.

## **Leseverstehen**

### ***A. Fragen zum Inhalt***

1. Wie sieht Herr Altenkirch aus? Beschreiben Sie ihn.
2. Wo wohnt Herr Altenkirch? Beschreiben Sie seine Wohnung.
3. Wir können die Einsamkeit des alten Mannes begreifen und sie fühlen. Führen Sie Beispiele an.
4. Wie verlief das gemeinsame Frühstück von Herrn Altenkirch und der Erzählerin?
5. Im Familienalbum von Herrn Altenkirch sind nicht nur Fotos, sondern auch Ansichtskarten eingeklebt. Welche Rolle spielen sie in seinem Leben?
6. Warum putzt Herr Altenkirch die Schuhe seiner Mieterin? Wie reagiert sie darauf? Warum?
7. Was macht Herr Altenkirch, wenn er ein Paket bekommt? Inwiefern ist das für ihn typisch? Warum erwähnt die Erzählerin, dass Pakete aus dem Westen kommen?
8. Warum verlässt die Erzählerin Brandenburg? Welche Probleme hat es im Theater gegeben?
9. Was zeugt davon, dass der Abschied von der Mieterin Herrn Altenkirch so sehr schwer fällt?
10. Was verspricht sich die Erzählerin beim Abschied von Herrn Altenkirch?
11. Welche Gefühle empfindet die Erzählerin nach vielen Jahren?

### ***B. Rollenspiel***

1. Spielen Sie in der Gruppe das Wiedersehen von Herrn Altenkirch und seiner ehemaligen Mieterin nach zehn Jahren.
2. Sie sind Briefträger und treffen Herrn Altenkirch eines Tages vor seinem Briefkasten. Worüber beklagt sich der alte Mann und wie tröstet ihn Briefträger?

## Mit eigenen Worten

1. Mit welchen Worten zeigt die Autorin die Einsamkeit von Herrn Altenkirch? Wie sieht er aus? Wie verbringt er seine Zeit? Wie sieht seine Wohnung aus?

2. Was macht Herr Altenkirch für seine Mieterin? Was macht sie für ihn?

3. Kommunikation ist mehr als das gesprochene Wort. Wie wird das in der Kurzgeschichte gezeigt?

4. Machen Sie ein ausführliches Erzählschema der Geschichte. Arbeiten Sie mit anderen Studenten zusammen. Erzählen Sie die Geschichte anhand Ihres Erzählschemas, aber mit Ihren eigenen Worten, nach.

## Aufsatzthemen (Briefe schreiben)

1. **Tipps zum Schreiben:** Bevor man zu schreiben beginnt, sollte man sich zuerst über bestimmte Dinge im Klaren sein: Warum schreibe ich? Was ist der Zweck, was will ich erreichen? Dann sollte man sich den Empfänger des Briefes vorstellen: Wer ist es und wie wird er auf meinen Brief reagieren? Was will er wissen? Was weiß er schon? Was ist für ihn wichtig?

Wenn man also schreiben will, muss man seinen Stil anpassen – und zwar anpassen an den Empfänger und an den Anlass des Schreibens. Es ist klar, dass man an seine Großmutter anders schreibt als an das Finanzamt, dass eine Beschwerde in einem anderen Stil verfasst ist als ein Glückwunsch. Deswegen kann man nicht von dem Stil in Briefen reden – es gibt viele. Für fast jeden Anlass wählt man bewusst oder unbewusst eine andere Art zu schreiben, einen anderen Stil.

Wie soll man es nun machen? Soll man schreiben, wie man spricht, oder sprechen wie, man schreibt? Dafür gibt es keine Faustregel, aber fest steht, dass ein Brief in lockerem Ton oft besser ankommt als ein Brief in gedrechseltem Deutsch.

Festzustellen ist: Nicht ein einzelnes Wort entscheidet über den Stil und den Ton eines Briefes, sondern der Gesamteindruck. Der Stil wird von vielen Faktoren bestimmt, z. B. von der Wortwahl, vom Satzbau, vom Textaufbau, am stärksten aber vom Schreiber und vom Adressaten. Es kommt also darauf an, wer schreibt und an wen er schreibt. Deshalb: ***Bewusst und mit Bedacht schreiben, das ist die wichtigste Stilregel.***

Dass man sich klar und genau ausdrücken sollte, ist eine Forderung, die selbstverständlich ist und immer gilt. Suchen Sie nicht nach irgendwelchen Floskeln, sondern bleiben Sie lieber bei Ihren eigenen Worten, und

versuchen Sie, eine möglichst unverkrampfte, aber doch eine einwandfreie Sprache zu gebrauchen.

2. Schreiben Sie einen Brief, den «sie» am nächsten Tag an «ihn» schreibt oder «er» an «sie».

3. Schreiben Sie einen Brief, den «sie» am nächsten Tag an «ihn» schreibt oder «er» an «sie».

Fulda, den 30. August 20 ...

Liebe (Bertha)/Lieber (Bert),

ich glaube, ich möchte (nicht mehr) mit Dir immer zusammen sein. Wie Du Dir ja denken kannst... usw.

Dein (Klaus)/ Deine (Claudia)

**Beachten Sie:** alle Personalpronomen und Possessivpronomen in der 2. Person Singular und Plural schreibt man groß (Du, Dich, Dir, Dein; Ihr, Euch, Euer), **die Regel gilt aber nicht für die E-Mails und SMS-Mitteilungen.**

3. Schreiben Sie einen Brief, den «sie» am nächsten Tag an «ihn» schreibt oder «er» an «sie».

4. Wo lernen Sie neue Menschen kennen? Was machen Sie, wenn Sie zum ersten Mal mit einer neuen Bekanntschaft gehen?

5. Jemand gefällt Ihnen, und Sie möchten diese Person besser kennen lernen. Schreiben Sie ihm/ihr und laden Sie ihn/sie ein, mit Ihnen auszugehen (z.B. einen Ausflug machen, ins Kino oder zu einer Party gehen usw.) oder bedanken Sie sich bei dieser Person für die Einladung.

a)  
*Sehr geehrter Herr Joseph,*

*Nikolajew, den 29. März 2009*

*am Freitag, den 2. Juli 2009 heiratet unsere Tochter. Wir als Brauteltern möchten Sie ganz persönlich zur Feier einladen, denn Sie haben viele Jahre als Freund des Hauses den Lebensweg unserer Tochter begleitet. Bitte machen Sie uns die Freude und nehmen Sie jetzt an ihrer Hochzeit teil.*

*Tina und Hans Zimmermann*

b)  
*Liebe Frau Hoffmann,*

*Nikolajew, den 17. Juni 2009*

*für Ihre freundliche Einladung danken wir Ihnen und nehmen sie gern an. Beim letzten Mal hat es uns so gut gefallen, dass wir noch heute gerne an den Abend zurückdenken.*

*Nochmals herzlichen Dank und auf bald!*

*Nadja und Norbert Schulz*

c) *Hallo Peter,*

*ich denke oft an dich. Träumst du immer noch jede Nacht von deinen Prüfungen? Ich hoffe, du bist zufrieden mit dem Ergebnis und ärgerst dich nicht mehr über deinen Professor.*

*Gestern habe ich lange mit Anna gesprochen. Ich habe mich mit ihr am Samstagabend verabredet. Wir gehen eine Kleinigkeit essen. Möchtest du mitkommen? Du hast dich in letzter Zeit kaum um deine Freundinnen gekümmert. Auch Sandra hat sich über dich beschwert. Also, komm mit! Bitte!*

*Ich warte auf deine Antwort und freue mich auf dich!*

*Jana*

## **Diskussion**

1. Kennen Sie alte Menschen? Wie ist ihr Leben? Sind sie damit zufrieden, was sie haben? Sind sie aktiv oder fühlen sie sich einsam und verlassen?

2. Manche alten Leute sind einsam. An wem oder woran liegt das? Diskutieren Sie darüber im Kurs. Wie ist Ihre Meinung diesbezüglich?



## **Susanne Kilian**

### **MARION GUCKT AUS DEM FENSTER**

Marion sitzt direkt unter dem Fenster an ihrem Tisch und macht Hausaufgaben. Es ist so die Zeit: nach dem Mittagessen, ab zwei bis ungefähr vier, halb fünf, je nachdem.

Manchmal guckt Marion durchs Fenster in den trüben, grauen Oktobernachmittag. Und ab drei Uhr guckt sie immer öfter hoch, rüber zu dem Balkon vom Altersheim. Der liegt genau in ihrem Blickfeld. Die bunten Blumenkästen haben sie längst reingebracht. Der Balkon ist leer und glänzt dunkel vor Feuchtigkeit. Das ist jetzt schon der zweite Tag, wo sie nicht kommt. Sie – das ist die alte Frau aus dem Heim drüben. Marion nennt sie heimlich für sich «die Vogelalte». Jeden Nachmittag im Herbst und Winter füttert sie die Vögel. Das läuft Tag für Tag gleich ab: Irgendwann zwischen drei und vier, immer zwischen drei und vier, nie früher und nie später, geht drüben die Balkontür auf. Eine dicke, alte Frau, auf zwei Stöcke gestützt – sie hat jedesmal Schwierigkeiten, entweder mit den Stöcken oder mit der Türklinke –, watschelt auf den Balkon. An ihrem unförmigen, dicken Körper hängen, krumm und nach innen gebogen, die Beine, als würden sie sich biegen unter dem Gewicht. Watscheln ist eigentlich ein lustiges Wort, aber Marion fällt kein anderes ein, das so genau den Gang der Frau beschreiben könnte. Aber es sieht nicht lustig aus, wie sie geht. Kein bisschen. Eher sehr beschwerlich.

Zuerst läuft die Frau auf dem Balkon hin und her. Langsam. Ganz langsam. Wie das Pendel einer riesigen Uhr. Hin-tick, nach links; her-tack, nach rechts. Nach einer Weile bleibt sie stehen. Direkt am Geländer. Sie hängt ihre beiden Stöcke daran und stützt sich darauf, hält sich fest und lässt sich vor, zurück, vor, zurück schaukeln. Dann lehnt sie nur noch vorn mit dem Bauch gegen das Geländer, lässt es los und kramt mit den Händen in ihren Manteltaschen.

Marion hat sie noch nie in einem anderen Mantel gesehen: schwarz, oben ein kleiner Pelzkragen, mit drei riesigen, glänzenden Knöpfen zugeknöpft. Und so altmodisch! Und nie hat Marion sie etwas anderes aus der Tasche rausholen sehn als die rote Plastiktüte. Sachte wird sie aufgewickelt. Ein Stück Brot kommt zum Vorschein. Stückchen für Stückchen wird es mit zittrigen, runzligen Händen zerkrümelt und fliegt in eine aufgeregt flatternde, nickende, pickende Vogelversammlung. Tauben und Spatzen zanken sich um das Brot. Und die Alte hört mittendrin auf und schaut ihnen zu. Dann verteilt sie sehr langsam und bedächtig die letzten Krümel. Das rote Plastiksäckchen wird zurückgesteckt. Jetzt läuft alles wieder genauso ab wie vorher, nur so, als liefe nun der Film rückwärts: Die

Alte steckt den Beutel ein. Schaukelt vor, zurück am Geländer. Nimmt die Stöcke wieder. Läuft hin, her, hin. Und geht vom Balkon, wobei sie wieder Schwierigkeiten mit der Tür hat.

Und heute ist sie nicht da! Marion schaut nicht jeden Tag so genau nach ihr. Bloß wenn sie Langeweile hat, guckt sie ihr die ganze Zeit zu. Dann überlegt sie, ob die Frau wohl Kinder hat? Und wie viele? Wo die wohl wohnen? Ob sie überhaupt verheiratet war? Sicher war sie früher mal nicht so dick. Und vielleicht ein sehr schönes junges Mädchen. Bestimmt war sie mal so alt wie Marion, zehn. Und ein winziges Baby war sie auch mal. Jetzt ist sie dick und alt und ganz allein da auf dem Balkon.

Marion kann sich richtig vorstellen, wie sie beim Frühstück ihr Brot in das Plastiksäckchen schiebt. Bestimmt verstohlen und heimlich. Und wahrscheinlich lächelt sie ein bisschen dabei, weil sie daran denkt, wie sich am Nachmittag die Vögel drum streiten werden.

Vielleicht ist sie bloß krank. In einer Woche oder zwei, drei Wochen – bei alten Leuten dauert das ja immer länger, denkt Marion –, da wird sie wieder drüben stehen. Aber vier Wochen vergehen, sechs, acht.

Früher hat Marion nicht jeden Tag auf die Frau gewartet. Sie hat einfach nur gesehen, wie sie drüben stand, so, wie sie einen Bus oder einen Zug sehen würde, der an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit täglich eine Stunde steht.

Jetzt wartet Marion. Die Alte fehlt ihr. Sie hatte sich an ihren Anblick, an ihr Dasein gewöhnt. Und die Alte hatte zu ihrer Umgebung gehört, ohne dass sie es richtig gemerkt hatte.

Nach einem Vierteljahr wartete Marion nicht mehr. Die Frau war nicht krank gewesen. Sie war gestorben. Hinter den Fensterscheiben drüben im Altersheim hatte Marion schon eine Neue gesehen. Zwischen den andern, die sie wie die Vogelalte nur vom Ansehen kannte. Die Neue fiel durch ihr schneeweißes Haar besonders auf.

Marion würde die Vogelalte nie mehr sehen. Da erst fiel ihr ein, dass sie nicht mal wusste, wie die Frau geheißen hat. Keinen Namen wusste sie. Nie hatte sie ein Wort mit ihr gesprochen. Noch nicht mal zugewinkt hatte sie ihr. Dabei war es ihr jetzt, als wäre etwas, was sie sehr liebhatte, fortgegangen.

Sie dachte, die Frau mit den schneeweißen Haaren wird auch sterben. Sie sind alle bis zum Tod da drüben. Keine geht einfach so weg. Und immer kommen andere nach.

Es war das erste Mal, dass sie zum Altersheim rüberguckte und so was dachte.

## **Grundwortschatz**

- *der Beutel; das Geländer; das Pendel; der Pelzkragen; die Taube; die Tüte; der Spatz; die Umgebung; der Krümel;*
- *ablaufen; flattern; füttern; kramen; nicken; schieben; sich stützen; watscheln; picken; sich zanken um Akk.; zerkrümeln;*
- *beschwerlich; sachte; ungefähr; je nachdem;*
- *j-n vom Ansehen kennen; zum Vorschein kommen; im Blickfeld.*

## **Leseverstehen**

I. Lesen Sie den Text «Marion guckt aus dem Fenster» sorgfältig durch und bearbeiten Sie dann die folgenden Aufgaben. Bei Nummer 5 können Sie **a** oder **b** wählen.

1. Fassen Sie den Text zusammen.
2. Charakterisieren Sie mit eigenen Worten die «Vogelalte» aus Marions Sicht.
3. Beschreiben Sie die Wortwahl und den Satzbau und gehen Sie dabei auf die beabsichtigte Wirkung ein.
4. Welche Absichten könnte die Verfasserin Ihrer Meinung nach mit dem Text verfolgen?
5. a) Erörtern Sie, wie Sie persönlich dazu beitragen können, die Beziehung zu älteren Menschen zu verbessern.

### **oder**

- b) Schreiben Sie die Geschichte «Marion guckt aus dem Fenster» inhaltlich passend weiter – auch Sprache und Stil der hier vorliegenden Geschichte sollten möglichst beibehalten werden.

II. Weitere Kombinationsmöglichkeiten bei den weiterführenden Fragestellungen zu diesem Text:

- a) Welche Meinung haben Sie zur Aussage «Gerade die Situation älterer Menschen ist in unserer Gesellschaft als schwierig zu bezeichnen»?

### **oder**

- b) In einem Brief an eine gute Freundin schildert Marion ihre Überlegungen und Zweifel, ob sie zur «Vogelalten» hätte Kontakt aufnehmen sollen. Wie könnte dieser Brief aussehen?

- a) Schreiben Sie der Autorin in einem Brief, warum Ihnen der Text gefallen hat (bzw. nicht gefallen hat).

**oder**

- b) Auch die alte Frau hat Marion des Öfteren beobachtet und sich Gedanken über sie gemacht. Verfassen Sie eine kurze Geschichte, in der die Frau ihre Eindrücke von dem Mädchen schildert.

III. Mögliche Gliederungen zum Textgebundenen Aufsatz.

**Beispiel:**

A. Einleitung: Basisinformationen zum Text

B. Hauptteil

I. Texterschließung

1. Inhalt: Gedanken einer Jugendlichen über eine alte Frau

a) Beschreibung der früheren Beobachtungen

b) Gedanken über das mögliche Leben der Frau

c) Sorgen um die Frau

d) Frustration über den Tod und die verpassten Gelegenheiten, die Frau kennen zu lernen

2. Charakterisierung der alten Frau aus Sicht der Erzählerin

3. Wortwahl und Satzbau

a) Wortwahl: geprägt von persönlichen Eindrücken

b) Satzbau: auffallend einfacher Satzbau mit einigen Frage- und Ausrufesätzen

4. mögliche Absichten

a) Darstellung der monotonen Alltagssituation mancher älterer Menschen

b) Darstellung einer anonymen Gesellschaft

c) Anregung zum Nachdenken

II. Weiterführende Aufgabe: Fortführung der Geschichte

C. Schluss: Der Generationenkonflikt – in meiner Familie ist dies kein Problem.

## **Ilse Aichinger** **DAS FENSTER-THEATER**

Die Frau lehnte am Fenster und sah hinüber. Der Wind trieb in leichten Stößen vom Fluss herauf und brachte nichts Neues. Die Frau hatte den starren Blick neugieriger Leute, die unersättlich sind. Es hatte ihr noch niemand den Gefallen getan, vor ihrem Haus niedergefahren zu werden. Außerdem wohnte sie im vorletzten Stock, die Straße lag zu tief unten. Der Lärm rauschte nur mehr leicht herauf. Alles lag zu tief unten. Als sie sich eben vom Fenster abwenden wollte, bemerkte sie, dass der Alte gegenüber Licht angedreht hatte. Da es noch ganz hell war, blieb dieses Licht für sich und machte den merkwürdigen Eindruck, den aufflammende Straßenlaternen unter der Sonne machen. Als hätte einer an seinen Fenstern die Kerzen angesteckt, noch ehe die Prozession die Kirche verlassen hat. Die Frau blieb am Fenster.

Der Alte öffnete und nickte herüber. Meint er mich? dachte die Frau. Die Wohnung über ihr stand leer, und unterhalb lag eine Werkstatt, die um diese Zeit schon geschlossen war. Sie bewegte leicht den Kopf. Der Alte nickte wieder. Er griff sich an die Stirne, entdeckte, dass er keinen Hut aufhatte, und verschwand im Innern des Zimmers.

Gleich darauf kam er in Hut und Mantel wieder. Er zog den Hut und lächelte. Dann nahm er ein weißes Tuch aus der Tasche und begann zu winken. Erst leicht und dann immer eifriger. Er hing über die Brüstung, dass man Angst bekam, er würde vornüberfallen. Die Frau trat einen Schritt zurück, aber das schien ihn nur zu bestärken. Er ließ das Tuch fallen, löste seinen Schal vom Hals – einen großen bunten Schal – und ließ ihn aus dem Fenster wehen. Dazu lächelte er. Und als sie noch einen weiteren Schritt zurücktrat, warf er den Hut mit einer heftigen Bewegung ab und wand den Schal wie einen Turban um seinen Kopf. Dann kreuzte er die Arme über der Brust und verneigte sich. Sooft er aufsah, kniff er das linke Auge zu, als herrsche zwischen ihnen ein geheimes Einverständnis. Das bereitete ihr solange Vergnügen, bis sie plötzlich nur mehr seine Beine in dünnen, geflickten Samthosen in die Luft ragen sah. Er stand auf dem Kopf. Als sein Gesicht gerötet, erhitzt und freundlich wieder auftauchte, hatte sie schon die Polizei verständigt.

Und während er, in ein Leintuch gehüllt, abwechselnd an beiden Fenstern erschien, unterschied sie schon drei Gassen weiter über dem Geklingel der Straßenbahnen und dem gedämpften Lärm der Stadt das Hupen des Überfallautos. Denn ihre Erklärung hatte nicht sehr klar und ihre Stimme erregt geklungen. Der alte Mann lachte jetzt, so dass sich sein Gesicht in tiefe Falten legte, streifte dann mit einer vagen Gebärde darüber, wurde ernst, schien das Lachen eine Sekunde lang in der hohlen Hand zu

halten und warf es dann hinüber. Erst als der Wagen schon um die Ecke bog, gelang es der Frau, sich von seinem Anblick loszureißen.

Sie kam atemlos unten an. Eine Menschenmenge hatte sich um den Polizeiwagen gesammelt. Die Polizisten waren abgesprungen, und die Menge kam hinter ihnen und der Frau her. Sobald man die Leute zu verscheuchen suchte, erklärten sie einstimmig, in diesem Hause zu wohnen. Einige davon kamen bis zum letzten Stock mit. Von den Stufen beobachteten sie, wie die Männer, nachdem ihr Klopfen vergeblich blieb und die Glocke allem Anschein nach nicht funktionierte die Tür aufbrachen. Sie arbeiteten schnell und mit einer Sicherheit, von der jeder Einbrecher lernen konnte. Auch in dem Vorraum, dessen Fenster auf den Hof sahen, zögerten sie nicht eine Sekunde. Zwei von ihnen zogen die Stiefel aus und schlichen um die Ecke. Es war inzwischen finster geworden. Sie stießen an einen Kleiderständer, gewahrten den Lichtschein am Ende des schmalen Ganges und gingen ihm nach. Die Frau schlich hinter ihnen her.

Als die Tür aufflog, stand der alte Mann mit dem Rücken zu ihnen gewandt noch immer am Fenster. Er hielt ein großes weißes Kissen auf dem Kopf, das er immer wieder abnahm, als bedeutete er jemandem, dass er schlafen wolle. Den Teppich, den er vom Boden genommen hatte, trug er um die Schultern, da er schwerhörig war, wandte er sich auch nicht um, als die Männer schon knapp hinter ihm standen und die Frau über ihn hinweg in ihr eigenes finsternes Fenster sah.

Die Werkstatt unterhalb war, wie sie angenommen hatte, geschlossen. Aber in die Wohnung oberhalb musste eine neue Partei eingezogen sein. An eines der erleuchteten Fenster war ein Gitterbett geschoben, in dem aufrecht ein kleiner Knabe stand. Auch er trug sein Kissen auf dem Kopf und die Bettdecke um die Schultern. Er sprang und winkte herüber und krächte vor Jubel. Er lachte, strich mit der Hand über das Gesicht, wurde ernst und schien das Lachen eine Sekunde in der hohlen Hand zu halten. Dann warf er es mit aller Kraft den Wachleuten ins Gesicht.

## Grundwortschatz

- *die Brüstung; der Einbrecher; die Gebärde; das Gitterbett; die Jubel; das Kissen; die Laterne; das Vergnügen;*
- *annehmen; aufbrechen; aufflammen; auffliegen; aufhaben; auftauchen; erleuchten; gewahren; hupen; hüllen; krähen; lehnen; losreißen; ragen; rauschen; schieben; schleichen; treiben; sich vergnügen; wehen; zögern; zukneifen;*
- *eifrig; erhitzt; gedämpft; geflickt; geheim; hohl; knapp; schwerhörig; starr; vergeblich;*

- *allem Anschein nach; j-m den Gefallen tun; um die Ecke biegen; die Kerzen anstecken.*

## **Leseverstehen**

1. Wie verstehen Sie die Überschrift?
2. Welche Beziehung besteht zwischen den Hauptpersonen der Erzählung? Erstellen Sie eine Skizze der Figurenkonstellation etwa nach folgendem Muster:

*die Frau* \_\_\_\_\_ *Beziehung* \_\_\_\_\_ *fder Mann*  
(*Eigenschaften*)

Welche Rolle spielt das Kind in dieser Beziehung? Berücksichtigen Sie auch das Zeitmotiv.

3. Beschreiben Sie den Handlungsaufbau. Zeichnen Sie die Spannungskurve, auf der Sie die wichtigsten Ereignisse eintragen. Wo liegt der Höhepunkt der Handlung?

4. Wie ist der zeitliche Ablauf der Handlung gegliedert? Wo wird sie verlangsamt und wo gerafft? Untersuchen Sie das Verhältnis von Erzählzeit zu erzählter Zeit.

5. Welche Bedeutung hat im Text die Topologie (Räume, Ort, höhere Umgebung, usw.)? Achten Sie auch auf die Erzählperspektive.

6. Sie haben an diesem Beispiel eine Kurzgeschichte untersucht. Fassen Sie die Merkmale zusammen, an denen man die Kurzgeschichte erkennt.

## **Erzählstrukturen**

1. Aus welcher Perspektive wird die Handlung erzählt?
2. Welcher verschiedenen Darbietungsformen des Erzählers können Sie feststellen?

## **Texterfassung**

1. Teilen Sie die Geschichte in Sinnabschnitte/Erzählsschritte ein.
2. Orientieren Sie sich zunächst an der vom Text vorgegebenen typografischen Gestalt, indem Sie den Inhalt der von der Autorin gemachten Absätze wiedergeben.
3. Welche Begründungen gibt es für die von der Verfasserin vorgenommene Absatzgestaltung?

4. Nehmen Sie eine eigenständige Gliederung des Textes nach Sinnabschnitten vor.
5. In welchem Raum, an welchen Orten spielt sich das Geschehen ab?
6. Geben Sie den Text in Form einer Inhaltsangabe wieder.

### **Interpretationsansätze**

1. Untersuchen Sie das Verhalten der Frau: Wie verhält sie sich?
2. Welche Motive für ihr Verhalten lassen sich dem Text entnehmen?
3. Untersuchen Sie das Verhalten des Mannes: Wie verhält er sich?
4. Inwiefern zeigt die Autorin mit der Figur des Mannes eine realisierbare Handlungsalternative zu dem Alltagsverhalten und der Alltagslage der Frau auf?
5. Inwiefern wird die Destruktion eines Vorurteils unmittelbare Leseerfahrung?
6. Halten Sie die dargestellte Problematik für zeitgemäß?
7. Worauf lässt sich Ihrer Ansicht nach die Aussage der Geschichte übertragen?
8. Zeigt die Verfasserin im Verhalten ihrer Figuren Handlungsalternativen auf, um aus der Isolation herauszukommen?
9. Sammeln Sie sprachliche Beobachtungen unter folgenden Gesichtspunkten: Welche sprachlichen Merkmale zeigt der Text im Hinblick auf Satzbau und Wortwahl?
10. Inwiefern spiegeln sich die Aussagen des Textes in Satzbau und Wortwahl wieder?
11. Welche rhetorischen Mittel werden zur Gestaltung der Aussage des Textes eingesetzt?
12. Was bedeutet in diesem Zusammenhang der Titel der Geschichte?

### **Aufsatzthemen**

1. Verfassen Sie einen Zeitungsbericht, der das Geschehen aus Sicht eines zugrunde liegenden Polizeiberichts wiedergibt.
2. Verfassen Sie ein Drehbuch für die Verfilmung der Kurzgeschichte.
3. Verfassen Sie einen inneren Monolog, in dem Sie die Gedanken niederschreiben, die die alte Frau während des Geschehens hat.
4. Charakterisieren Sie eine der beiden Figuren (alter Mann oder alte Frau), indem Sie sie in Ich-Form vorstellen.



## **Siegfried Lenz**

### **DIE NACHT IM HOTEL**

Der Nachtportier strich mit seinen abgebitenen Fingerkuppen über eine Kladde, hob bedauernd die Schultern und drehte seinen Körper zur linken Seite, wobei sich der Stoff seiner Uniform gefährlich unter dem Arm spannte.

«Das ist die einzige Möglichkeit», sagte er. «Zu so später Stunde werden Sie nirgendwo ein Einzelzimmer bekommen. Es steht Ihnen natürlich frei, in anderen Hotels nachzufragen. Aber ich kann Ihnen schon jetzt sagen, dass wir, wenn Sie ergebnislos zurückkommen, nicht mehr in der Lage sein werden, Ihnen zu dienen. Denn das freie Bett in dem Doppelzimmer, das Sie – ich weiß nicht aus welchen Gründen – nicht nehmen wollen, wird dann auch einen Müden gefunden haben.

«Gut», sagte Schwamm, «ich werde das Bett nehmen. Nur, wie Sie vielleicht verstehen werden, möchte ich wissen, mit wem ich das Zimmer zu teilen habe; nicht aus Vorsicht, gewiss nicht, denn ich habe nichts zu fürchten. Ist mein Partner – Leute, mit denen man eine Nacht verbringt, könnte man doch fast Partner nennen – schon da?»

«Ja, er ist da und schläft».

«Er schläft», wiederholte Schwamm, ließ sich die Anmeldeformulare geben, füllte sie aus und reichte sie dem Nachtportier zurück; dann ging er hinauf.

Unwillkürlich verlangsamte Schwamm, als er die Zimmertür mit der ihm genannten Zahl erblickte, seine Schritte, hielt den Atem an, in der Hoffnung, Geräusche, die der Fremde verursachen könnte, zu hören, und beugte sich dann zum Schlüsselloch hinab. Das Zimmer war dunkel. In diesem Augenblick hörte er jemanden die Treppe heraufkommen, und jetzt musste er handeln. Er konnte fortgehen, selbstverständlich, und so tun, als ob er sich im Korridor geirrt habe. Eine andere Möglichkeit bestand darin, in das Zimmer zu treten, in welches er rechtmäßig eingewiesen worden war und in dessen einem Bett bereits ein Mann schlief.

Schwamm drückte die Klinke herab. Er schloss die Tür wieder und tastete mit flacher Hand nach dem Lichtschalter. Da hielt er plötzlich inne: neben ihm – und er schloss sofort, dass da die Betten stehen müssten – sagte jemand mit einer dunklen, aber auch energischen Stimme:

«Halt! Bitte machen Sie kein Licht. Sie würden mir einen Gefallen tun, wenn Sie das Zimmer dunkel lassen».

«Haben Sie auf mich gewartet?» fragte Schwamm erschrocken; doch er erhielt keine Antwort. Stattdessen sagte der Fremde:

«Stolpern Sie nicht über meine Krücken, und seien Sie vorsichtig, dass Sie nicht über meinen Koffer fallen, der ungefähr in der Mitte des Zimmers steht. Ich werde Sie sicher zu Ihrem Bett dirigieren: Gehen Sie drei Schritte an der Wand entlang, und dann wenden Sie sich nach links, und wenn Sie wiederum drei Schritte getan haben, werden Sie den Bettpfosten berühren können».

Schwamm gehorchte: er erreichte sein Bett, entkleidete sich und schlüpfte unter die Decke. Er hörte die Atemzüge des anderen und spürte, dass er vorerst nicht würde einschlafen können.

«Übrigens», sagte er zögernd nach einer Weile, «mein Name ist Schwamm».

«So», sagte der andere.

«Ja».

«Sind Sie zu einem Kongress hierhergekommen?»

«Nein. Und Sie?»

«Nein».

«Geschäftlich?»

«Nein, das kann man nicht sagen».

«Wahrscheinlich habe ich den merkwürdigsten Grund, den je ein Mensch hatte, um in die Stadt zu fahren», sagte Schwamm. Auf dem nahen Bahnhof rangierte ein Zug. Die Erde zitterte, und die Betten, in denen die Männer lagen, vibrierten.

«Wollen Sie in der Stadt Selbstmord begehen?» fragte der andere.

«Nein», sagte Schwamm, «sehe ich so aus?»

«Ich weiß nicht, wie Sie aussehen», sagte der andere, «es ist dunkel».

Schwamm erklärte mit banger Fröhlichkeit in der Stimme:

«Gott bewahre, nein. Ich habe einen Sohn, Herr... (der andere nannte nicht seinen Namen), einen kleinen Lausejungen, und seinetwegen bin ich hierhergefahren».

«Ist er im Krankenhaus?»

«Wieso denn? Er ist gesund, ein wenig bleich zwar, das mag sein, aber sonst sehr gesund. Ich wollte Ihnen sagen, warum ich hier bin, hier bei Ihnen, in diesem Zimmer. Wie ich schon sagte, hängt das mit meinem Jungen zusammen. Er ist äußerst sensibel, mimosenhaft, er reagiert bereits, wenn ein Schatten auf ihn fällt».

«Also ist er doch im Krankenhaus».

«Nein», rief Schwamm, «ich sagte schon, dass er gesund ist, in jeder Hinsicht. Aber er ist gefährdet, dieser kleine Bengel hat eine Glasseele, und darum ist er bedroht».

«Warum begeht er nicht Selbstmord?» fragte der andere.

«Aber hören Sie, ein Kind wie er, ungereift, in solch einem Alter! Warum sagen Sie das? Nein, mein Junge ist aus folgendem Grunde gefährdet: Jeden Morgen, wenn er zur Schule geht – er geht übrigens immer allein dorthin –, jeden Morgen muss er vor einer Schranke stehenbleiben und warten, bis der Frühzug vorbei ist. Er steht dann da, der kleine Kerl, und winkt, winkt heftig und freundlich und verzweifelt».

«Ja und?»

«Dann», sagte Schwamm, «dann geht er in die Schule, und wenn er nach Hause kommt, ist er verstört und benommen, und manchmal heult er auch. Er ist nicht imstande, seine Schularbeiten zu machen, er mag nicht spielen und nicht reden: das geht schon seit Monaten so, jeden lieben Tag. Der Junge geht mir kaputt dabei!»

«Was veranlasst ihn denn zu solchem Verhalten?»

«Sehen Sie», sagte Schwamm, «das ist merkwürdig: Der Junge winkt, und – wie er traurig sieht – es winkt ihm keiner der Reisenden zurück. Und das nimmt er sich so zu Herzen, dass wir – meine Frau und ich – die größten Befürchtungen haben. Er winkt, und keiner winkt zurück; man kann die Reisenden natürlich nicht dazu zwingen, und es wäre absurd und lächerlich, eine diesbezügliche Vorschrift zu erlassen, aber...».

«Und Sie, Herr Schwamm, wollen nun das Elend Ihres Jungen aufsaugen, indem Sie morgen den Frühzug nehmen, um dem Kleinen zu winken?»

«Ja», sagte Schwamm, «ja».

«Mich», sagte der Fremde, «gehen Kinder nichts an. Ich hasse sie und weiche ihnen aus, denn ihretwegen habe ich – wenn man's genau nimmt – meine Frau verloren. Sie starb bei der ersten Geburt».

«Das tut mir leid», sagte Schwamm und stützte sich im Bett auf. Eine angenehme Wärme floss durch seinen Körper; er spürte, dass er jetzt würde einschlafen können.

Der andere fragte: «Sie fahren nach Kurzbach, nicht wahr?»

«Ja».

«Und Ihnen kommen keine Bedenken bei Ihrem Vorhaben? Offener gesagt: Sie schämen sich nicht, Ihren Jungen zu betrügen? Denn, was Sie vorhaben, Sie müssen es zugeben, ist doch ein glatter Betrug, eine Hintergehung».

Schwamm sagte aufgebracht: «Was erlauben Sie sich, ich bitte Sie, wie kommen Sie dazu!» Er ließ sich fallen, zog die Decke über den Kopf, lag eine Weile überlegend da und schlief dann ein.

Als er am nächsten Morgen erwachte, stellte er fest, dass er allein im Zimmer war. Er blickte auf die Uhr und erschrak: bis zum Morgenzug

blieben ihm noch fünf Minuten, es war ausgeschlossen, dass er ihn noch erreichte.

Am Nachmittag – er konnte es sich nicht leisten, noch eine Nacht in der Stadt zu bleiben – kam er niedergeschlagen und enttäuscht zu Hause an.

Sein Junge öffnete ihm die Tür, glücklich, außer sich vor Freude. Er warf sich ihm entgegen und hämmerte mit den Fäusten gegen seinen Schenkel und rief:

«Einer hat gewinkt, einer hat ganz lange gewinkt».

«Mit einer Krücke?» fragte Schwamm.

«Ja, mit einem Stock. Und zuletzt hat er sein Taschentuch an den Stock gebunden und es so lange aus dem Fenster gehalten, bis ich es nicht mehr sehen konnte».

## Grundwortschatz

- *Die Befürchtung; der Schatten; die Faust; der Schenkel; die Schulter; die Krücke; das Verhalten; der Lausejunge; der Lichtschalter;*
- *abbeißen; angehen Akk.; ausweichen Dat.; blicken auf Akk.; reichen; sich schämen; stolpern; berühren; streichen; sich beugen; sich entkleiden; frei stehen Dat.; vorhaben; feststellen; wenden; fürchten; heulen; winken; zittern; sich Dat. leisten; zugeben;*
- *angenehm; merkwürdig; bleich; niedergeschlagen; gefährdet sein; vorsichtig; selbstverständlich; ausgeschlossen; nirgendwo; übrigens; ungefähr; gewiss; zwar;*
- *außer sich sein; Selbstmord begehen; das mag sein; in der Lage sein; Was erlauben Sie sich?; in der Hoffnung; Wie kommen Sie dazu? zusammenhängen mit Dat.; Licht machen; nach einer Weile.*

## Wortschatzarbeit

1. Finden Sie im Text Synonyme zu folgenden Wörtern und Wortgruppen:

– *Der Lausbub; die Nummer; sich ausziehen; bekommen; weinen; sich täuschen; froh; das kommt (gar) nicht in Frage; einschalten; natürlich.*

2. Vokabeln lernt man oft besser in kurzen Ausdrücken oder im Kontext. Suchen Sie im Text Wörter, die für Sie neu waren und die Sie für den aktiven Sprachgebrauch lernen wollen. Bilden Sie kurze Sätze mit diesen Vokabeln.

3. Ergänzen Sie folgende Sätze:

a) Der Vater verbrachte \_\_\_\_\_ . b) Der Portier sagte ihm, es sei \_\_\_\_\_ . c) Schwamm wollte im Hotel \_\_\_\_\_ . d) Bevor er auf sein Zimmer ging, \_\_\_\_\_ . e) Der Fremde sagte ihm: « \_\_\_\_\_ !» f) Als er im Zimmer war, \_\_\_\_\_ . g) Der andere wollte \_\_\_\_\_ . h) Er kam \_\_\_\_\_ in die Stadt. i) \_\_\_\_\_ des Jungen ist merkwürdig. j) « \_\_\_\_\_ ,» antwortete er. k) Die Frau des Fremden \_\_\_\_\_ . l) Eigentlich wollte Schwamm seinen Jungen \_\_\_\_\_ . m) Oft kam der Junge \_\_\_\_\_ nach Hause. n) Der Fremde winkte ihm \_\_\_\_\_ . o) Schwamms Sohn war \_\_\_\_\_ .

4. Richtig oder falsch?

- Der Nachtportier will Selbstmord begehen.
- Der Portier biss gerne an den Fingerkuppen.
- Schwamm wollte einen Partner für sein Zimmer haben.
- Bevor Schwamm ins Zimmer trat, schaute er durchs Schlüsselloch.
- Schwamm wollte im Zimmer Licht machen.
- Schwamm stolperte über einen Koffer.
- Der andere Mann war zu einem Kongress in die Stadt gekommen.
- Schwamms Sohn war im Krankenhaus.
- Schwamm war besorgt um die Gesundheit seines Sohnes.
- Der Fremde sagte, Schwamm sollte seinen Sohn betrügen.

## **Textverstehen**

I. Antworten Sie auf die nächsten 4 Fragen zum Text:

1) Warum hebt der Portier bedauernd die Schultern?

- a) Der Nachtportier hob bedauernd die Schultern, weil er kein freies Zimmer mehr hatte.
- b) Der Nachtportier hob bedauernd die Schultern, weil er keine andere Möglichkeit hatte, als dem Gast ein Doppelzimmer zu bieten.
- c) Der Portier hebt bedauernd die Schultern, weil es im Hotel kein Einzelzimmer gibt.
- d) Er hebt bedauernd die Schultern, weil es im Hotel kein leeres Einzelzimmer gibt.
- e) Der Nachtportier hebt die Schultern, weil er dem Gast nicht dienen kann.

- 2) Was für eine Unterkunft hat der Gast (Herr Schwamm) verlangt?
- Herr Schwamm hat ein Zimmer mit einem Bett verlangt.
  - Der Gast hat ein Bett im Einzelzimmer verlangt.
  - Herr Schwamm hat für seine Unterkunft ein Einzelzimmer verlangt.
- 3) Ist es unangenehm, das Hotelzimmer mit einem Fremden teilen zu müssen?
- Wir meinen, dass es sehr unangenehm ist, mit einem Fremden ein Zimmer zu teilen.
  - Ich meine, dass es sehr unangenehm ist, das Hotelzimmer mit einem Fremden teilen zu müssen.
  - Es ist unangenehm, mit einem Fremden das Hotelzimmer zu teilen, aber wenn es keine freien Zimmer und Bette gibt, kann man so schlafen, nur wenn man sich dabei nicht geniert.
- 4) Was hätten Sie an Herrn Schwamms Stelle getan? Hätten Sie das Zimmer genommen?
- Ich hätte das Zimmer genommen.
  - Ich hätte auch so wie Herr Schwamm getan.
  - An Herrn Schwamms Stelle würde ich das Bett nehmen, wenn mein Partner ein Mädchen wäre.
  - Wenn es keine andere Möglichkeit gäbe, hätte ich das Zimmer genommen.

**II. 1.** Erklären Sie die Situation und das Verhalten des Kindes! Sie können bei der Bearbeitung folgende Punkte berücksichtigen:

- Warum winkt das Kind den Reisenden zu ?
- Warum ist es traurig, dass niemand zurückwinkt ?
- Was bedeutet der Ausdruck «Glasseele» ?

**2.** Erklären Sie die Situation und das Verhalten des Fremden! Sie können bei der Bearbeitung folgende Punkte berücksichtigen:

- Er ist ein Mann mit Krücken. Was bedeutet dies ?
- Warum spricht er zweimal von Selbstmord ?

**3.** Was bedeutet es, wenn er an Stelle des Vaters dem Sohn zuwinkt ?

### **Mit eigenen Worten**

1. Machen Sie ein ausführliches Erzählschema der Geschichte. Arbeiten Sie mit anderen Studenten zusammen. Erzählen Sie die Geschichte anhand Ihres Erzählschemas, aber mit Ihren eigenen Worten, nach.

2. Rezensieren Sie diese Geschichte. Lesen Sie dann Ihre Rezension im Kurs vor.

## **Diskussion**

1. Was haben Sie beim Lesen – nach etwa den ersten Seiten – erwartet?
2. Wie hat der Autor diese Erwartungen geweckt?
3. Unter welchen Bedingungen kommen Schwamm und der Fremde in Kontakt?
4. Wie entwickelt sich das Gespräch?
5. Glauben Sie ebenso wie der Fremde, dass Schwamm seinen Sohn betrogen hat?
6. Hat der Fremde den Jungen betrogen?

## **Wolfgang Borchert NACHTS SCHLAFEN DIE RATTEN DOCH**

Das hohle Fenster in der vereinsamten Mauer gähnte blaurot voll früher Abendsonne. Staubgewölke flimmerte zwischen den steilgerekten Schornsteinresten. Die Schuttwüste döste. Er hatte die Augen zu. Mit einmal wurde es noch dunkler. Er merkte, dass jemand gekommen war und nun vor ihm stand, dunkel, leise. Jetzt haben sie mich! dachte er.

Aber als er ein bisschen blinzelte, sah er nur zwei etwas ärmlich behoste Beine. Die standen ziemlich krumm vor ihm, dass er zwischen ihnen hindurchsehen konnte. Er riskierte ein kleines Geblinzel an den Hosenbeinen hoch und erkannte einen älteren Mann. Der hatte ein Messer und einen Korb in der Hand. Und etwas Erde an den Fingerspitzen. Du schläfst hier wohl, was? fragte der Mann und sah von oben auf das Haargestrüpp herunter. Jürgen blinzelte zwischen den Beinen des Mannes hindurch in die Sonne und sagte: Nein, ich schlafe nicht. Ich muss hier aufpassen. Der Mann nickte: So, dafür hast du wohl den großen Stock da? Ja, antwortete Jürgen mutig und hielt den Stock fest. Worauf passt du denn auf? Das kann ich nicht sagen. Er hielt die Hände fest um den Stock. Wohl auf Geld, was? Der Mann setzte den Korb ab und wischte das Messer an seinen Hosenbeinen hin und her. Nein, auf Geld überhaupt nicht, sagte Jürgen verächtlich. Auf ganz etwas anderes. Na, was denn? Ich kann es nicht sagen. Was anderes eben. Na, denn nicht. Dann sage ich dir natürlich auch nicht, was ich hier im Korb habe.

Der Mann stieß mit dem Fuß an den Korb und klappte das Messer zu. Pah, kann mir denken, was in dem Korb ist, meinte Jürgen geringschätzig, Kaninchenfutter. Donnerwetter, ja! sagte der Mann verwundert, bist ja ein fixer Kerl. Wie alt bist du denn? Neun. Oha, denk mal an, neun also. Dann weißt du ja auch, wie viel drei mal neun sind, wie? Klar, sagte Jürgen, und um Zeit zu gewinnen, sagte er noch: Das ist ja ganz leicht. Und er sah durch die Beine des Mannes hindurch. Dreimal neun, nicht? fragte er noch einmal, siebenundzwanzig. Das wusste ich gleich. Stimmt, sagte der Mann, und genau soviel Kaninchen habe ich. Jürgen machte einen runden Mund: Siebenundzwanzig? Du kannst sie sehen. Viele sind noch ganz jung. Willst du? Ich kann doch nicht. Ich muss doch aufpassen, sagte Jürgen unsicher. Immerzu? Fragte der Mann, nachts auch? Nachts auch. Immerzu. Immer. Jürgen sah an den krummen Beinen hoch. Seit Sonnabend schon, flüsterte er. Aber gehst du denn gar nicht nach Hause? Du musst doch essen. Jürgen hob einen Stein hoch. Da lag ein halbes Brot und eine Blechschachtel. Du rauchst? fragte der Mann, hast du denn eine Pfeife? Jürgen fasste seinen Stock fest an und sagte zaghaft: Ich drehe. Pfeife mag ich nicht. Schade, der



Mann bückte sich zu seinem Korb, die Kaninchen hättest du ruhig mal ansehen können. Vor allem die Jungen. Vielleicht hättest du dir eines ausgesucht. Aber du kannst hier ja nicht weg. Nein, sagte Jürgen traurig, nein, nein. Der Mann nahm den Korb hoch und richtete sich auf. Na ja, wenn du hier bleiben musst – schade. Und er drehte sich um. Wenn du mich nicht verrätst, sagte Jürgen da schnell, es ist wegen den Ratten. Die krummen Beine kamen einen Schritt zurück: Wegen den Ratten? Ja, die essen doch von Toten. Von Menschen. Da leben sie doch von. Wer sagt das? Unser Lehrer. Und du passt nun auf die Ratten auf? fragte der Mann. Auf die doch nicht! Und dann sagte er ganz leise: Mein Bruder, der liegt nämlich da unten. Da. Jürgen zeigte mit dem Stock auf die zusammengesackten Mauern. Unser Haus kriegte eine Bombe. Mit einmal war das Licht weg im Keller. Und er auch. Wir haben noch gerufen. Er war viel kleiner als ich. Erst vier. Er muss hier ja noch sein. Er ist doch viel kleiner als ich. Der Mann sah von oben auf das Haargestrüpp. Aber dann sagte er plötzlich: Ja, hat euer Lehrer euch denn nicht gesagt, dass die Ratten nachts schlafen? Nein, flüsterte Jürgen und sah mit einmal ganz müde aus, das hat er nicht gesagt. Na, sagte der Mann, das ist aber ein Lehrer, wenn er das nicht mal weiß. Nachts schlafen die Ratten doch. Nachts kannst du ruhig nach Hause gehen. Nachts schlafen sie immer. Wenn es dunkel wird, schon. Jürgen machte mit seinem Stock kleine Kuhlen in den Schutt. Lauter kleine Betten sind das, dachte er, alles kleine Betten. Da sagte der Mann (und seine krummen Beine waren ganz unruhig dabei): Weißt du was? Jetzt füttere ich schnell meine Kaninchen und wenn es dunkel wird, hole ich dich ab. Vielleicht kann ich eins mitbringen. Ein kleines oder, was meinst du? Jürgen machte kleine Kuhlen in den Schutt. Lauter kleine Kaninchen. Weiße, graue, weißgraue. Ich weiß nicht, sagte er leise und sah auf die krummen Beine, wenn sie wirklich nachts schlafen. Der Mann stieg über die Mauerreste weg auf die Straße. Natürlich, sagte er von da, euer Lehrer soll einpacken, wenn er das nicht mal weiß. Da stand Jürgen auf und fragte: Wenn ich eins kriegen kann? Ein weißes vielleicht? Ich will mal versuchen, rief der Mann schon im Weggehen, aber du musst hier solange warten. Ich gehe dann mit dir nach Hause, weißt du? Ich muss deinem Vater doch sagen, wie so ein Kaninchenstall gebaut wird. Denn das müsst ihr ja wissen. Ja, rief Jürgen, ich warte. Ich muss ja noch aufpassen, bis es dunkel wird. Ich warte bestimmt. Und er rief: Wir haben auch noch Bretter zu Hause. Kistenbretter, rief er. Aber das hörte der Mann schon nicht mehr. Er lief mit seinen krummen Beinen auf die Sonne zu. Die war schon rot vom Abend, und Jürgen konnte sehen, wie sie durch die Beine hindurch schien, so krumm waren sie. Und der Korb schwenkte aufgeregt

hin und her. Kaninchenfutter war da drin. Grünes Kaninchenfutter, das war etwas grau vom Schutt.

### Grundwortschatz

- *der Schornstein; der Schutt; die Wüste; das Gestrüpp; die Kuhle; die Pfeife; das Brett;*
- *sich aufrichten; blinzeln; dösen; flimmern; gähnen; kriegen; schwenken; verraten; versuchen; zusammensacken; zuklappen;*
- *geringschätzig; steil; vereinsamt; verächtlich; zaghaft.*

### Leseverstehen

1. Erzählen Sie die Geschichte nach. (Was macht der Junge in dem zerbombten Haus? Warum ist er misstrauisch? Warum «lügt» der alte Mann? Wie gewinnt er das Vertrauen des Kindes?)

2. Was motiviert den Jungen, auf den toten Bruder aufzupassen? Warum möchte der alte Mann ihn davon abbringen?

3. Gibt es eine Pointe? Eine Moral?

### Mit eigenen Worten

Vervollständigen Sie die Nacherzählung (indirekte Rede):

Ende des Zweiten Weltkriegs. Ein Junge sitzt in den Ruinen eines zerstörten Hauses.

Auf einmal steht ein krummbeiniger, älterer Mann vor ihm und fragt,

Der Junge antwortet, \_\_\_\_\_.

Der Mann erzählt von seinen Kaninchen und bietet dem Neunjährigen an, sie ihm zu zeigen. Der Junge würde gerne, muss aber aufpassen. Als der Mann sich zum Gehen wendet, verrät der Junge doch noch sein Geheimnis:

«Nachts schlafen die Ratten doch», sagt der Mann, der Junge könne also

## **Textinterpretation**

Bevor Sie mit der Textinterpretation beginnen, klären Sie die Grundzüge der Textsorte: die Geschichte setzt mitten in eine laufenden Handlung ein und bietet keinen Abschluss, also keine Lösung des Problems. Es handelt sich um einen kurzen Lebensausschnitt weniger Personen. Die Personen bleiben «charakterlos», bzw. anonym. In der Kurzgeschichte geht es nicht um Personen, sondern um ein Problem.

Interpretieren Sie den Text anhand folgender Aufgaben, die Ihnen die Analyse erleichtern sollen. Dabei müssen Sie nicht unbedingt auf jeden Punkt eingehen.

### **Interpretieren Sie den Text anhand folgender Aufgaben (dabei müssen Sie nicht unbedingt auf jeden Punkt eingehen)**

1. Welche Rolle spielen Epiteta in der Kurzgeschichte? Was für die Epiteta sind das?
2. Wie entwickelt sich die Handlung? Wann geschieht die Veränderung der Statik zu Dynamik? Wie viele Teile kann man im Text aussondern?
3. Bestimmen Sie die Funktion der Wiederholungen in der Kurzgeschichte, z. B. «krumme Beine».
4. Erklären Sie die Funktion der Pronomina im Text.
5. Verfassen Sie eine kurze Inhaltsangabe der Kurzgeschichte.
6. Beschreiben Sie den Aufbau der Handlung unter besonderer Berücksichtigung des Anfangs und des Schlusses.
7. Beschreiben Sie das Verhältnis von erzählter Zeit zu Erzählzeit.
8. In welchem Milieu spielt die Kurzgeschichte, welche Menschen werden dargestellt?
9. Wie werden die Figuren charakterisiert?
10. Beschreiben Sie die Beziehung der beiden Hauptfiguren zueinander.
11. Charakterisieren Sie die Sprache des Erzählers und der Figuren.
12. Gibt es im Text Dingsymbole? Wenn ja, wofür stehen sie?
13. Welche Wirkung hat die Kurzgeschichte auf den Leser? Welche Wirkung hat die Kurzgeschichte auf Sie?
14. Die Kurzgeschichte ist unmittelbar nach Ende des 2. Weltkriegs erschienen. Welchen Zusammenhang sehen Sie zwischen der Kurzgeschichte und der Zeit ihrer Entstehung?

## **Diskussion**

1. Wie könnte man den jungen Leuten Mut machen, einen neuen Anfang zu wagen.
2. Wie kann aus dem jungen Mann ein hoffnungsvoller Mann werden, wenn seine frühere Generation alles versaut hat.
3. Besprechen Sie im Kurs das Problem «Folgen des Krieges» anhand folgender Stichpunkte:
  - a) – der Junge übernimmt Verantwortung
    - der Mann will ihn aus der Situation herausholen, indem er dem Jungen sagt, dass die Ratten nachts schlafen und indem er ihm ein Kaninchen schenkt.
    - der Junge hat wieder Hoffnung (Grünes Kaninchenfutter)
    - die Umgebung wird wieder lebendig (der Korb schwenkte aufgeregt hin und her)
    - für den Jungen hat das Leben wieder begonnen und einen Sinn bekommen.
  - b) Lebenswille, Mut soll angeregt werden, Blick in die Zukunft
    - die ältere Generation muss dafür sorgen, der jüngeren Generation wieder einen Lebenswillen zu geben.
  - c) Der Text soll den Leser dazu anregen, Lösungsmöglichkeiten zu finden, und der jüngeren Generation wieder Mut machen
    - Jede Generation ist mitverantwortlich («Mitschuld»).

## **Peter Hacks** **AUS «GESCHICHTEN MIT HENRIETTE»**

Die ganze Sache begann damit, dass Henriette, die sich eines Nachmittags am Ufer der Schwarze erging, auf einen alten Hut trat, der da im Wegstaub lag. «Hol mich dieser und jener», sagte der Hut; «anstatt auf mir herumzut trampeln wie ein Rindvieh, könntest du mir lieber sagen, ob du nicht meinen Herrn gesehen hast». – «Weiß nicht», antwortete Henriette. «Woran erkennt man ihn?» «Daran, dass er mich nicht aufhat», sagte der Hut. Henriette betrachtete den Hut genau. Er war ein sehr verwitterter, sehr schmutziger Männerhut und hatte zwei Löcher, oder vielleicht auch ein Loch, das eben hinein und hinaus ging. «Genaugenommen», sagte Henriette, «habe ich überhaupt nur Leute gesehen, die dich nicht aufhatten, was schließlich ganz natürlich ist, da du ja hier liegst». – «Recht klug dumm dahergeredet», sagte der Hut; «nur mein Herr sieht so aus, dass man merkt, dass ich auf ihm fehle. Er hat mich verloren, und seit zwei Tagen such ich ihn». – «Suchen ist gut», sagte Henriette; «du liegst doch bloß rum». – «Such du mal anders», sagte der Hut, «wenn du, hol mich dieser und jener, keine Beine hast, um dich fortzubewegen». – «Da kann ich dir helfen», sagte Henriette. Sie nahm den Hut und schmiss ihn einfach in die Schwarze. «Zieh los», sagte sie, «sieh dich um».

Der Hut trieb auf den sanften Wellen langsam stromab. Gerade, als er ihren Augen entschwunden war, kam ein sehr alter Mann des Wegs, von dem sie, ohne zu wissen weshalb, gleich den Eindruck hatte, dass ihm eben dieser Hut fehle. «Hol mich dieser und jener», sagte der alte Mann, «hast du nicht meinen Hut gesehen?» – «Was wollen Sie schon mit dem?» sagte Henriette leichthin, «der hat ja ein Loch». – «Eben», sagte der alte Mann. «Das Loch haben mir die verdammten Polizisten reingeschossen; denn ich besitze diesen Hut seit vierzig Jahren, und er ist mir das liebste auf Erden». Dann unterbrach er sich und sagte: «Woher weißt du, dass er ein Loch hat?» – «Ich habe ihn gesehen», sagte Henriette verlegen. «Hol mich dieser und jener», sagte der alte Mann mit glücklichem Gesicht; «wo denn?» – «Er schwamm im Fluss vorbei», sagte Henriette; «ich glaube nicht, dass Sie ihn noch einholen». – «So?» sagte der alte Mann bekümmert. «Ja, dann ist er wohl weg». Und mehr für sich setzte er hinzu: «Dann bin ich nun wohl ganz allein».

Henriette war es gar nicht behaglich zumute. Der alte Mann sah so niedergeschlagen aus. Und weil sie ja selbst an dem Unglück ihr Teil Schuld hatte, drehte sie nervös an der Perlenkette, die sie besaß und immer trug. Da trat eine weibliche Person hinter einem Gebüsch am Flussrand hervor, hinter dem, wie Henriette genau wusste, eben noch niemand gewesen war. Sie hatte braune, kurze Locken und sagte zu Henriette: «Kennst du mich nicht mehr?» Henriette bemerkte, dass vom Saum ihres ganz trockenen Kleides unaufhörend Wasser zur Erde tropfte, so dass sie

schon in einer richtigen Pfütze stand. «Natürlich», sagte Henriette, «Sie sind die Nixe». – «So ist es», sagte Gisellis; «was kann ich für dich tun?» – «Ach», bat Henriette, «könnten Sie nicht den Hut von meinem Freund aus dem Fluss holen; er ist hier herunter geschwommen». – «Schwerlich», sagte Gisellis. «Bei jener Weide endet mein Revier und beginnt das des Herrn Nöckl, und da ich unglücklicherweise mit ihm verheiratet bin, möchte ich nichts mit ihm zu tun haben». Sie überlegte eine Weile.

«Die einzige Lösung», fuhr sie fort, «wäre, den Fluss rückwärts laufen zu lassen. Dann würde der Hut ja wieder hier vorbeikommen». – «Geht denn das?» rief Henriette aufgeregt. «Das ist eine Kleinigkeit», sagte die Nixe. «Man muss bloß machen, dass der Regen von der Erde zum Himmel steigt, dass die Bäche bergan fließen, dass das Wasser vom Fluss in die Bäche läuft und vom Meer in den Fluss; wie gesagt, eine ganze Kleinigkeit. Aber es geschähe natürlich auf deinen Wunsch. Und wenn ich dir diesen Wunsch erfülle, musst du mir deine Perlenkette geben, mit der du mich ja gerufen hast». – «Was?» sagte Henriette entsetzt, «meine Perlenkette für einen alten Hut?» Die Nixe zuckte mit den Achseln. «So sind die Bedingungen», sagte sie. Henriette blickte zu Boden. Dann blickte sie auf den alten Mann, der still dastand und vor Hoffnungslosigkeit ganz klein geworden war. Dann band sie langsam die Kette vom Hals und gab sie der Nixe. Die Nixe nahm die Kette und spazierte langsam in den Fluss hinein, in dem sie, als sie bis zu einer tieferen Stelle gekommen war, vollständig verschwand.

An derselben Stelle bildete sich bald darauf ein Strudel und wurde mächtiger und dehnte sich bis zu den Ufern aus. Alle Wasser der Schwarze kreisten in einer wirbelnden Bahn. Als sie sich aber endlich beruhigt hatten, entdeckten Henriette und der alte Mann, dass der Fluss rückwärts floss. Es dauerte gar nicht lange, da trieb schon der Hut, hinter der Weide vorbei, auf sie zu. «Hol mich dieser und jener», schrie der alte Mann, «da bist du ja, du verkommener Ausreißer». – «Hol mich dieser und jener», schimpfte der Hut zurück, «krieg mich mal gefälligst hier raus». – «Schrei dir keine Schwielen in den Hals», schrie der alte Mann. Er stieg ins Wasser und angelte heftig mit seinem Stock. «Passen Sie auf», warnte Henriette; «Sie machen sich ja die Hosen nass». – «Was die redet», sagte der alte Mann zu seinem Hut, den er fest gegen die Brust gepresst hielt. «Die war ja noch gar nicht auf der Welt, wie wir schon zusammen die verdammte Polente verprügelt haben».

### Grundwortschatz

- *der Ausreißer; das Gebüsch; die Pfütze; das Rindvieh; der Saum; das Revier; der Strudel; die Schwiele; die Weide;*

- *sich ausdehnen; sich ergehen; sich fortbewegen; schmeißen; trampeln; wirbeln; warnen;*
- *behaglich; bloß; entsetzt; gefälligst; genaugenommen; leichthin; unaufhörlich; schwerlich verwittert; verdammt; verlegen; verkommen;*
- *des Weges kommen; den Eindruck haben; auf Erden; auf den Wunsch; jmd-m zumute sein (auch: zu Mute).*

## **Wortchatzübungen**

Finden Sie im Text Synonyme zu folgenden Wörtern und Wortgruppen:

*a) im Freien hin und her gehen und die frische Luft genießen, einen Spaziergang machen; b) verschwinden, dem Blick verloren gehen; c) beherrschen, sein Eigen nennen, haben; d) hinzufügen; e) ohne aufzuhören, ohne Unterlass, fortdauernd, fortwährend; f) das geht mich an, das gehört zu meiner Arbeit, daran bin ich beteiligt; g) über etwas nachdenken, sich etwas ausdenken, sich über etwas Gedanken machen.*

## **Textverstehen**

1. Wo hat Henriette den alten Hut gefunden?
2. Auf welche Weise hat der Hut ihre Aufmerksamkeit auf sich gelenkt?
3. Wie hat Henriette dem alten Hut geholfen?
4. Warum war der Alte bekümmert?
5. Wie sah Gisellis aus?

## **Diskussion**

1. Diskutieren Sie über den Gedanken eines Kritikers zu Peter Hacks' Märchengeschichten von Henriette: «Sie sind irgendwo zwischen Traum und Wirklichkeit angesiedelt und von einer verblüffenden Zeitlosigkeit».
2. Formulieren Sie Ihre Meinung über den Gedanken des Autors, dem Vorwort zu den Märchengeschichten von Henriette entnommen: «Nichts ist verwirrender als das normale, alltägliche Leben».
3. Was würden Sie für eine wildfremde Person opfern, um ihr zu helfen?

## **Heinrich Böll UNBERECHENBARE GÄSTE**

Ich habe nichts gegen Tiere, im Gegenteil: ich mag sie, und ich liebe es, abends das Fell unseres Hundes zu kraulen, während die Katze auf meinem Schoß sitzt. Es macht mir Spaß, den Kindern zuzusehen, die in der Wohnzimmerecke die Schildkröte füttern. Sogar das kleine Nilpferd, das wir in unserer Badewanne halten, ist mir ans Herz gewachsen, und die Kaninchen, die in unserer Wohnung frei herumlaufen, regen mich schon lange nicht mehr auf. Außerdem bin ich gewohnt, abends unerwarteten Besuch vorzufinden: ein piepsendes Küken oder einen herrenlosen Hund, dem meine Frau Unterkunft gewährt hat. Denn meine Frau ist eine gute Frau, sie weist niemanden von der Tür, weder Mensch noch Tier, und schon lange ist dem Abendgebet unserer Kinder die Floskel angehängt: Herr, schicke uns Bettler und Tiere.

Schlimmer ist schon, dass meine Frau auch Vertretern und Hausierern gegenüber keinen Widerstand kennt, und so häufen sich bei uns Dinge, die ich für überflüssig halte: Seife, Rasierklingen, Bürsten und Stopfwohle, und in Schubladen liegen Dokumente herum, die mich beunruhigen: Versicherungs – und Kaufverträge verschiedener Art. Meine Söhne sind in einer Ausbildungs –, meine Töchter in einer Aussteuerversicherung, doch können wir sie bis zur Hochzeit oder bis zur Ablegung des zweiten Staatsexamens weder mit Stopfwohle noch mit Seife füttern, und selbst Rasierklingen sind nur in Ausnahmefällen dem menschlichen Organismus zuträglich. So wird man begreifen, dass ich hin und wieder Anfälle leichter Ungeduld zeige, obwohl ich im Allgemeinen als ruhiger Mensch bekannt bin. Oft ertappe ich mich dabei, dass ich neidisch die Kaninchen betrachte, die es sich unter dem Tisch gemütlich machen und seelenruhig an Mohrrüben herumknabbern, und der stupide Blick des Nilpferds, das in unserer Badewanne die Schlammabfuhr beschleunigt, veranlasst mich, ihm manchmal die Zunge herauszustrecken. Auch die Schildkröte, die stoisch an Salatblättern herumfrisst, ahnt nicht im Geringsten, welche Sorgen mein Herz bewegen: die Sehnsucht nach einem frisch duftenden Kaffee, nach Tabak, Brot und Eiern und der wohligen Wärme, die der Schnaps in den Kehlen sorgenbeladener Menschen hervorruft. Mein einziger Trost ist dann Bello, unser Hund, der vor Hunger gähnt wie ich. Kommen dann noch unerwartete Gäste: Zeitgenossen, die unrasiert sind wie ich, oder Mütter mit Babies, die mit heißer Milch getränkt, mit aufgeweichtem Zwieback gespeist werden, so muss ich an mich halten, um meine Ruhe zu bewahren. Aber ich bewahre sie, weil sie fast mein einziger Besitz geblieben ist.



Es kommen Tage, wo der bloße Anblick frischgekochter, gelber Kartoffeln mir das Wasser in den Mund treibt; denn schon lange – dies gebe ich nur zögernd und mit heftigem Erröten zu – schon lange verdient unsere Küche die Bezeichnung bürgerlich nicht mehr. Von Tieren und von menschlichen Gästen umgeben, nehmen wir nur hin und wieder, stehend, eine improvisierte Mahlzeit ein.

Zum Glück ist meiner Frau nun für längere Zeit der Ankauf von unnützen Dingen unmöglich gemacht, denn wir besitzen kein Bargeld mehr, meine Gehälter sind auf unbestimmte Zeit gepfändet, und ich selbst bin gezwungen, in einer Verkleidung, die mich unkenntlich macht, in fernen Vororten Rasierklingen, Seife und Knöpfe in den Abendstunden weit unter Preis zu verkaufen; denn unsere Lage ist bedenklich geworden. Immerhin besitzen wir einige Zentner Seife, Tausende von Rasierklingen, Knöpfe jeglichen Sortiments, und ich taumele gegen Mitternacht heim, suche Geld aus meinen Taschen zusammen: meine Kinder, meine Tiere, meine Frau umstehen mich mit glänzenden Augen, denn ich habe meistens unterwegs eingekauft: Brot, Äpfel, Fett, Kaffee und Kartoffeln, eine Speise übrigens, nach der Kinder wie Tiere heftig verlangen, und zu nächtlicher Stunde vereinigen wir uns in einem fröhlichen Mahl: zufriedene Tiere, zufriedene Kinder umgeben mich, meine Frau lächelt mir zu, und wir lassen die Tür unseres Wohnzimmers dann offenstehen, damit das Nilpferd sich nicht ausgeschlossen fühlt, und sein fröhliches Grunzen tönt aus dem Badezimmer zu uns herüber. Meistens gesteht mir dann meine Frau, dass sie in der Vorratskammer noch einen zusätzlichen Gast versteckt hält, den man mir erst zeigt, wenn meine Nerven durch eine Mahlzeit gestärkt sind: schüchterne, unrasierte Männer nehmen dann händereibend am Tisch Platz, Frauen drücken sich zwischen unsere Kinder auf die Sitzbank, Milch wird für schreiende Babies erhitzt. Auf diese Weise lerne ich dann auch Tiere kennen, die mir ungeläufig waren: Möwen, Füchse und Schweine, und einmal war es ein kleines Dromedar.

«Ist es nicht süß?» fragte meine Frau, und ich sagte notgedrungen, ja, es sei süß, und beobachtete beunruhigt das unermüdliche Mampfen dieses pantoffelfarbenen Tieres, das uns aus schiefergrauen Augen anblickte. Zum Glück blieb das Dromedar nur eine Woche, und meine Geschäfte gingen gut: die Qualität meiner Ware, meine herabgesetzten Preise hatten sich rundgesprochen, und ich konnte hin und wieder sogar Schnürsenkel verkaufen und Bürsten, Artikel, die sonst nicht sehr gefragt sind. So erlebten wir eine gewisse Scheinblüte, und meine Frau – in völliger Verkennung der ökonomischen Fakten – brachte einen Spruch auf, der mich beunruhigte: «Wir sind auf dem aufsteigenden Ast. Ich jedoch sah unsere

Seifenvorräte schwinden, die Rasierklingen abnehmen, und nicht einmal der Vorrat an Bürsten und Stopfwohle war mehr erheblich.

Gerade zu diesem Zeitpunkt, wo eine seelische Stärkung mir wohlgetan hätte, machte sich eines Abends, während wir friedlich beisammen saßen, eine Erschütterung unseres Hauses bemerkbar, die der eines mittleren Erdbebens glich: die Bilder wackelten, der Tisch bebte, und ein Kranz gebratener Blutwurst rollte von meinem Teller. Ich wollte aufspringen, mich nach der Ursache umsehen, als ich unterdrücktes Lachen auf den Mienen meiner Kinder bemerkte. «Was geht hier vor sich?» schrie ich, und zum erstenmal in meinem abwechslungsreichen Leben war ich wirklich außer Fassung.

«Walter», sagte meine Frau leise und legte die Gabel hin, «es ist ja nur Wollo». Sie begann zu weinen, und gegen ihre Tränen bin ich machtlos; denn sie hat mir sieben Kinder geschenkt. «Wer ist Wollo?» fragte ich müde, und in diesem Augenblick wurde das Haus wieder durch ein Beben erschüttert. «Wollo», sagte meine jüngste Tochter, «ist der Elefant, den wir jetzt im Keller haben». Ich muss gestehen, dass ich verwirrt war, und man wird meine Verwirrung verstehen. Das größte Tier, das wir beherbergt hatten, war das Dromedar gewesen, und ich fand einen Elefanten zu groß für unsere Wohnung, denn wir sind der Segnungen des sozialen Wohnungsbaus noch nicht teilhaftig geworden.

Meine Frau und meine Kinder, nicht im Geringsten so verwirrt wie ich, gaben Auskunft: von einem bankrotten Zirkusunternehmen war das Tier bei uns sichergestellt worden. Die Rutsche hinunter, auf der wir sonst unsere Kohlen befördern, war es mühelos in den Keller gelangt. «Er rollte sich zusammen wie eine Kugel», sagte mein ältester Sohn, «wirklich ein intelligentes Tier». Ich zweifelte nicht daran, fand mich mit Wollos Anwesenheit ab und wurde unter Triumph in den Keller geleitet. Das Tier war nicht übermäßig groß, wackelte mit den Ohren und schien sich bei uns wohlfühlen, zumal ein Ballen Heu zu seiner Verfügung stand. «Ist er nicht süß?» fragte meine Frau, aber ich weigerte mich, das zu bejahen. Süß schien mir nicht die passende Vokabel zu sein. Überhaupt war die Familie offenbar enttäuscht über den geringen Grad meiner Begeisterung, und meine Frau sagte, als wir den Keller verließen: «Du bist gemein, willst du denn, dass es unter den Hammer kommt?»

«Was heißt hier Hammer», sagte ich, «und was heißt gemein, es ist übrigens strafbar, Teile einer Konkursmasse zu verbergen». «Das ist mir gleich», sagte meine Frau, «dem Tier darf nichts geschehen».

Mitten in der Nacht weckte uns der Zirkusbesitzer, ein schüchterner dunkelhaariger Mann, und fragte, ob wir nicht noch Platz für ein Tier

hätten. «Es ist meine ganze Habe, mein letzter Besitz. Nur für eine Nacht. Wie geht es übrigens dem Elefanten?»

«Gut», sagte meine Frau, «nur seine Verdauung macht mir Kummer».

«Das gibt sich», sagte der Zirkusbesitzer, «es ist nur die Umstellung. Die Tiere sind so sensibel. Wie ist es – nehmen Sie die Katze noch – für eine Nacht?» Er sah mich an, und meine Frau stieß mich in die Seite und sagte: «Sei doch nicht so hart».

«Hart», sagte ich, «nein, hart will ich nicht sein. Meinetwegen leg die Katze in die Küche».

«Ich hab sie draußen im Wagen», sagte der Mann.

Ich überließ die Unterbringung der Katze meiner Frau und kroch ins Bett zurück. Meine Frau sah ein wenig blass aus, als sie ins Bett kam, und ich hatte den Eindruck, sie zitterte ein wenig.

«Ist dir kalt?» fragte ich.

«Ja», sagte sie, «mich fröstelt's so komisch». «Das ist nur Müdigkeit». «Vielleicht ja», sagte meine Frau, aber sie sah mich dabei so merkwürdig an. Wir schliefen ruhig, nur sah ich im Traum immer den merkwürdigen Blick meiner Frau auf mich gerichtet, und unter einem seltsamen Zwang erwachte ich früher als gewöhnlich. Ich beschloss, mich einmal zu rasieren.

Unter unserem Küchentisch lag ein mittelgroßer Löwe: er schlief ganz ruhig, nur sein Schwanz bewegte sich ein wenig, und es verursachte ein Geräusch, wie wenn jemand mit einem sehr leichten Ball spielt.

Ich seifte mich vorsichtig ein und versuchte, kein Geräusch zu machen, aber als ich mein Gesicht nach rechts drehte, um meine linke Wange zu rasieren, sah ich, dass der Löwe die Augen offenhielt und mir zublickte. «Sie sehen tatsächlich wie Katzen aus», dachte ich. Was der Löwe dachte, ist mir unbekannt: er beobachtete mich weiter, und ich rasierte mich, ohne mich zu schneiden, muss aber hinzufügen, dass es ein merkwürdiges Gefühl ist, sich in Gegenwart eines Löwen zu rasieren. Meine Erfahrungen im Umgang mit Raubtieren waren minimal, und ich beschränkte mich darauf, den Löwen scharf anzublicken, trocknete mich ab und ging ins Schlafzimmer zurück. Meine Frau war schon wach, sie wollte gerade etwas sagen, aber ich schnitt ihr das Wort ab und rief: «Wozu da noch sprechen!» Meine Frau fing an zu weinen, und ich legte meine Hand auf ihren Kopf und sagte: «Es ist immerhin ungewöhnlich, das wirst du zugeben».

«Was ist nicht ungewöhnlich?», sagte meine Frau, und darauf wusste ich keine Antwort. Inzwischen waren die Kaninchen erwacht, die Kinder lärmten im Badezimmer, das Nilpferd – es hieß Gottlieb – trompetete schon, Bello räkelt sich, nur die Schildkröte schlief noch – sie schläft übrigens fast immer. Ich ließ die Kaninchen in die Küche, wo ihre Futterkiste unter dem Schrank steht: die Kaninchen beschnupperten den

Löwen, der Löwe die Kaninchen, und meine Kinder – unbefangen und den Umgang mit Tieren gewöhnt, wie sie sind – waren längst auch in die Küche gekommen. Mir schien fast, als lächle der Löwe: mein drittjüngster Sohn hatte sofort einen Namen für ihn: Bombilus. Dabei blieb es.

Einige Tage später wurden Elefant und Löwe abgeholt. Ich muss gestehen, dass ich den Elefanten ohne Bedauern schwinden sah; ich fand ihn albern, während der ruhige, freundliche Ernst des Löwen mein Herz gewonnen hatte, so dass Bombilus' Weggang mich schmerzte. Ich hatte mich so an ihn gewöhnt: er war eigentlich das erste Tier, das meine volle Sympathie genoss. Er war von unendlicher Geduld den Kindern gegenüber, innige Freundschaft verband ihn mit den Kaninchen, und wir hatten ihn daran gewöhnt, sich mit Blutwurst zu begnügen, einem Nahrungsmittel, das ja nur scheinbar eine Fleischspeise ist.

Es tat mir so weh, als Bombilus ging, während Wollos Verschwinden mir eine Erleichterung bedeutete. Ich sagte es meiner Frau, während wir beobachteten, wie der Zirkusmann die Tiere verlud. «Oh», sagte meine Frau, «du kannst hart sein». «Findest du?» sagte ich. «Ja, manchmal kannst du es sein». Aber ich bin nicht sicher, dass sie recht hat.

## Grundwortschatz

- *der Anfall; der Ast; die Aussteuerung; das Erdbeben; das Fell; die Floskel; der Hausierer; das Heu; die Rasierklinge; die Rutsche; die Segnung; die Sehnsucht; der Schlamm; der Schnürsenkel; der Schoß; die Stopfwohle; die Versicherung; der Vertrag; die Verdauung; der Vorrat; die Unterbringung; die Ursache; die Verkennung; die Ursache; der Zwieback;*
- *sich abfinden mit Dat.; aufbringen; befördern; beherbergen; beschleunigen; beschränken auf Akk; grunzen; kraulen; mapfen; pfänden; schwinden; sicherstellen; taumeln; sich räckeln; sich reiben; veranlassen; verursachen, verbergen;*
- *verwirrt; zuträglich; stupid; schüchtern.*

## Wortschatzarbeit

1. Machen Sie eine Liste von allen Verben aus dem Text, die das Benehmen der Tiere charakterisieren, bilden sie danach Sätze mit diesen Verben. **Beispiele:**

... das Nilpferd trompetete. *Laut und fröhlich trompetete der Elefant im Zoo, als er den herankommenden Wächter gesehen hatte.*

2. Bilden Sie Partizipien von den neuen Verben, die Sie für den aktiven Sprachgebrauch lernen müssen, schreiben Sie dann kurze Wortverbindungen. **Beispiele:**

wackeln: *der wackelnde Zahn*; taumeln: *taumelnde Schritte*;  
sicherstellen: *sichergestellte Zukunft*.

3. Vokabeln lernt man oft besser in kurzen Ausdrücken oder im Kontext. Suchen Sie im Text Substantive, die Sie für den aktiven Sprachgebrauch lernen wollen. Bilden Sie kurze Wortverbindungen (Adjektiv + Substantiv) mit diesen Substantiven. **Beispiele:**

*im unterzeichneten Vertrag*; *mit der scharfen Rasierklinge*; *ein dickes Fell haben*.

4. Drücken Sie die folgenden Wortgruppen und Wortverbindungen aus der Geschichte mit Ihren eigenen Worten aus. Diese Aufgabe können Sie auch mit Partnern oder in kleinen Gruppen machen.

- *j-m Unterkunft gewähren*; *den Widerstand kennen*; *etwas treibt ihm Wasser in den Mund*; *außer Fassung sein*; *unter den Hammer kommen*; *j-m das Wort abschneiden*; *j-s Sympathie genießen*; *im Gegenteil*; *Auskunft geben*; *im Allgemeinen*; *nicht im Geringsten*; *zur Verfügung stehen*; *ohne Bedenken*; *ans Herz wachsen*; *unter dem Zwang*.

5. Finden Sie im Text Synonyme zu folgenden Wörtern:

- *zusammen, beisammen*; *eine Zeit lang genau betrachten*; *zweifelnd*; *das Eigentum*;
- *vermuten*; *längere Zeit nachdenklich od. genussvoll ansehen, anschauen, beobachten*;
- *aus der Fassung*; *ablehnen etwas zu tun*.

## **Leseverstehen**

1. a. Teilen Sie die Geschichte in fünf bis sechs Abschnitte, so dass jeder Teil eine Phase der Handlung enthält.

b. Schreiben Sie eine Überschrift für jeden Teil.

c. Schreiben Sie Stichworte zu jedem Teil. **Beispiel:**

*das Fell des Hundes kraulen / die Katze auf dem Schoß / die Kinder füttern die Schildkröten / das Nilpferd in der Badewanne usw.*

2. Partner – oder Gruppenarbeit: Bilden Sie Vierergruppen. Erzählen Sie einander innerhalb der Gruppe je einen Abschnitt der Geschichte. Verwenden Sie Ihre Stichworte dabei.

## **Diskussion**

1. Bölls Erzählung «Unberechenbare Gäste» aus dem Jahre 1954 gehört zu den am häufigsten wiederabgedruckten Texten des Autors. Es geht um die Ich-Erzählung, in der der Erzähler von seinem eigenen traurigen Schicksal berichtet. Der Erzähler ist hier das Opfer der von ihm selbst mitverschuldeten Umstände. Besprechen Sie im Kurs diese Umstände. Welche Ratschläge würden Sie dem Haupthelden geben?

2. Der Erzähler ist hier zugleich Miterlebender und Leidtragender des Geschehens und eignet sich besonders gut zum Berichterstatter. So verleiht er den teilweise grotesken Vorgängen eine gewisse Glaubwürdigkeit, auch wenn er Vorgänge nur in der subjektiven Perspektive des Ich-Erzählers wiedergibt. Diskutieren Sie mit den Studenten über dieselben Vorgänge, aber aus der Sicht

- seiner Kinder;
- seiner Frau;
- seiner Nachbarn;
- seiner zahlreichen Gäste (Mütter mit schreienden Babys, unrasierten Männer usw.);
- der geretteten Tiere selbst.

## **Für selbstständige Analyse**

### **Wolfgang Borchert SCHISCHYPHUSCH ODER DER KELLNER MEINES ONKELS**

Dabei war mein Onkel natürlich kein Gastwirt. Aber er kannte einen Kellner. Dieser Kellner verfolgte meinen Onkel so intensiv mit seiner Treue und mit seiner Verehrung, dass wir immer sagten: Das ist sein Kellner. Oder: Ach so, sein Kellner.

Als sie sich kennenlernten, mein Onkel und der Kellner, war ich dabei. Ich war damals gerade so groß, dass ich die Nase auf den Tisch legen konnte. Das durfte ich aber nur, wenn sie sauber war. Und immer konnte sie natürlich nicht sauber sein. Meine Mutter war auch nicht viel älter. Etwas älter war sie wohl, aber wir waren beide noch so jung, dass wir uns ganz entsetzlich schämten, als der Onkel und der Kellner sich kennenlernten. Ja, meine Mutter und ich, wir waren dabei.

Mein Onkel natürlich auch, ebenso wie der Kellner, denn die beiden sollten sich ja kennenlernen und auf sie kam es an. Meine Mutter und ich waren nur als Statisten dabei und hinterher haben wir es bitter verwünscht, dass wir dabei waren, denn wir mussten uns wirklich sehr schämen, als die Bekanntschaft der beiden begann. Es kam dabei nämlich zu allerhand erschrecklichen Szenen mit Beschimpfung, Beschwerden, Gelächter und Geschrei. Und beinahe hätte es sogar eine Schlägerei gegeben. Dass mein Onkel einen Zungenfehler hatte, wäre beinahe der Anlass zu dieser Schlägerei geworden. Aber dass er einbeinig war, hat die Schlägerei dann schließlich doch verhindert.

Wir saßen also, wir drei, mein Onkel, meine Mutter und ich, an einem sonnigen Sommertag nachmittags in einem großen prächtigen bunten Gartenlokal. Um uns herum saßen noch ungefähr zwei- bis dreihundert andere Leute, die auch alle schwitzten. Hunde saßen unter den schattigen Tischen und Bienen saßen auf den Kuchentellern. Oder kreisten um die Limonadengläser der Kinder. Es war so warm und so voll, dass die Kellner alle ganz beleidigte Gesichter hatten, als ob das alles nur stattfände aus Schikane. Endlich kam auch einer an unseren Tisch.

Mein Onkel hatte, wie ich schon sagte, einen Zungenfehler. Nicht bedeutend, aber immerhin deutlich genug. Er konnte kein s sprechen. Auch kein z oder tz. Er brachte das einfach nicht fertig. Immer wenn in einem Wort so ein harter s-Laut auftauchte, dann machte er ein weiches feuchtwässeriges sch daraus. Und dabei schob er die Lippen weit vor, dass sein Mund entfernte Ähnlichkeit mit einem Hühnerpopo bekam. Der

Kellner stand also an unserem Tisch und wedelte mit seinem Taschentuch die Kuchenkrümel unserer Vorgänger von der Decke. (Erst viele Jahre später erfuhr ich, dass es nicht sein Taschentuch, sondern eine Art Serviette gewesen sein muss.) Er wedelte also damit und fragte kurzatmig und nervös:

«Bitte schehr? Schie wünschen?»

Mein Onkel, der keine alkoholarmen Getränke schätzte, sagte gewohnheitsmäßig:

«Alscho: Schwei Aschbach und für den Jungen Schelter oder Brausche. Oder wasch haben Schie schonscht?»

Der Kellner war sehr blass. Und dabei war es Hochsommer und er war doch Kellner in einem Gartenlokal. Aber vielleicht war er überarbeitet. Und plötzlich merkte ich, dass mein Onkel unter seiner blanken braunen Haut auch blass wurde. Nämlich als der Kellner die Bestellung der Sicherheit wegen wiederholte: «Schehr wohl. Schwei Aschbach. Eine Brausche. Bitte schehr».

Mein Onkel sah meine Mutter mit hochgezogenen Brauen an, als ob er etwas Dringendes von ihr wollte. Aber er wollte sich nur vergewissern, ob er noch auf dieser Welt sei. Dann sagte er mit einer Stimme, die an fernen Geschützdonner erinnerte:

«Schagen Schie mal, schind Schie wahnschinnig? Schie? Schie machen schich über mein Lischpeln luschtig? Wasch?»

Der Kellner stand da und dann fing es an, an ihm zu zittern. Seine Hände zitterten. Seine Augendeckel. Seine Knie. Vor allem aber zitterte seine Stimme. Sie zitterte vor Schmerz und Wut und Fassungslosigkeit, als er sich jetzt Mühe gab, auch etwas geschützdonnerähnlich zu antworten:

«Esch ischt schamlosch von Schie, schich über mich schu amüsieren, taktlosch ischt dasch bitte schehr».

Nun zitterte alles an ihm. Seine Jackenzipfel. Seine pomadenverklebten Haarsträhnen. Seine Nasenflügel und seine sparsame Unterlippe. An meinem Onkel zitterte nichts. Ich sah ihn ganz genau an: Absolut nichts. Ich bewundere meinen Onkel. Aber als der Kellner ihn schamlos nannte, da stand mein Onkel doch wenigstens auf. Das heißt, er stand eigentlich gar nicht auf. Das wäre ihm mit seinem einen Bein viel zu umständlich und beschwerlich gewesen. Er blieb sitzen und stand dabei doch auf. Innerlich stand er auf. Und das genügte auch vollkommen. Der Kellner fühlte dieses innerliche Aufstehen meines Onkels wie einen Angriff und er wich zwei kurze zittrige unsichere Schritte zurück. Feindselig standen sie sich gegenüber. Obgleich mein Onkel saß. Wenn er wirklich aufgestanden wäre, hätte sich sehr wahrscheinlich der Kellner hingesetzt. Mein Onkel konnte es



sich auch leisten, sitzen zu bleiben, denn er war noch im Sitzen ebenso groß wie der Kellner und ihre Köpfe waren auf gleicher Höhe.

So standen sie nun und sahen sich an. Beide mit einer zu kurzen Zunge, beide mit demselben Fehler. Aber jeder mit einem völlig anderen Schicksal.

Klein, verbittert, verarbeitet, zerfahren, fähig, farblos, verängstigt, unterdrückt: der Kellner. Der kleine Kellner. Ein richtiger Kellner: Verdrossen, stereotyp höflich, geruchlos, ohne Gesicht, numeriert, verwaschen und trotzdem leicht schmutzelig. Ein kleiner Kellner. Zigarettenfingrig, servil, steril, glatt, gut gekämmt, blaurasiert, gelbgeärgert, mit leerer Hose hinten und dicken Taschen an der Seite, schiefen Absätzen und chronisch verschwitztem Kragen – der kleine Kellner.

Und mein Onkel? Ach, mein Onkel! Breit, braun, brummend, basskehlig, laut, lachend, lebendig, reich, riesig, ruhig, sicher, satt, saftig – mein Onkel!

Der kleine Kellner und mein großer Onkel. Verschieden wie ein Karrengaul vom Zeppelin. Aber beide kurzzungig. Beide mit demselben Fehler. Beide mit einem feuchten wässerigen weichen sch. Aber der Kellner ausgestoßen, getreten von seinem Zungenschicksal, bockig, eingeschüchtert, enttäuscht, einsam, bissig.

Und klein, ganz klein geworden. Tausendmal am Tag verspottet, an jedem Tisch belächelt, belacht, bemitleidet, begrinst, beschrien. Tausendmal an jedem Tag im Gartenlokal an jedem Tisch einen Zentimeter in sich hineingekrochen, geduckt, geschrumpft. Tausendmal am Tag bei jeder Bestellung an jedem Tisch, bei jedem «bitte schehr» kleiner, immer kleiner geworden. Die Zunge, gigantischer unförmiger Fleischlappen, die viel zu kurze Zunge, formlose zyklonische Fleischmasse, plumper unfähiger roter Muskelklumpen, diese Zunge hatte ihn zum Pygmäen erdrückt: kleiner, kleiner Kellner!

Und mein Onkel! Mit einer zu kurzen Zunge, aber: als hätte er sie nicht. Mein Onkel, selbst am lautesten lachend, wenn über ihn gelacht wurde. Mein Onkel, einbeinig, kolossal, slickzungig. Aber Apoll in jedem Zentimeter Körper und jedem Seelenatom. Autofahrer, Frauenfahrer, Herrenfahrer, Rennfahrer. Mein Onkel, Säufer, Sänger, Gewaltmensch, Witzereißer, Zotenflüsterer, Verführer, kurzzungiger sprühender, sprudelnder, spuckender Anbeter von Frauen und Kognak. Mein Onkel, saufender Sieger, prothesenknarrend, breitgrinsend, mit viel zu kurzer Zunge, aber: als hätte er sie nicht!

So standen sie sich gegenüber. Mordbereit, todwund der eine, lachfertig, randvoll mit Gelächtereruptionen der andere. Ringsherum sechs- bis siebenhundert Augen und Ohren, Spazierläufer, Kaffeetrinker, Kuchenschleckerer, die den Auftritt mehr genossen als Bier und Brause und

Bienenstich. Ach, und mittendrin meine Mutter und ich. Rotköpfig, schamhaft, tief in die Wäsche verkrochen. Und unsere Leiden waren erst am Anfang.

«Schuchen Schie schofort den Wirt, Schie aggresschiver Schpatz, Schie. Ich will Schie lehren, Gäschte schu inschultieren».

Mein Onkel sprach jetzt absichtlich so laut, dass den sechs- bis siebenhundert Ohren kein Wort entging. Der Asbach regte ihn in angenehmer Weise an. Er grinste vor Wonne über sein großes gutmütiges breites braunes Gesicht. Helle salzige Perlen kamen aus der Stirn und trudelten abwärts über die massiven Backenknochen. Aber der Kellner hielt alles an ihm für Bosheit, für Gemeinheit, für Beleidigung und Provokation. Er stand mit faltigen hohlen leise wehenden Wangen da und rührte sich nicht von der Stelle.

«Haben Schie Schand in den Gehörgängen? Schuchen Schie den Beschitscher, Schie beschoffener Schpaschvogel. Losch, oder haben Schie die Hosche voll, Schie mischgeschalteter Schwerg?»

Da fasste der kleine kleine Pygmäe, der kleine slickzungige Kellner, sich ein großmütiges, gewaltiges, für uns alle und für ihn selbst überraschendes Herz. Er trat ganz nah an unsern Tisch, wedelte mit seinem Taschentuch über unsere Teller und knickte zu einer korrekten Kellnerverbeugung zusammen. Mit einer kleinen männlichen und entschlossen leisen Stimme, mit überwältigender zittender Höflichkeit sagte er: «Bitte schehr!» und setzte sich klein, kühn und kaltblütig auf den vierten freien Stuhl an unserem Tisch. Kaltblütig natürlich nur markiert. Denn in seinem tapferen kleinen Kellnerherzen flackerte die empörte Flamme der verachteten gescheuchten missgestalteten Kreatur. Er hatte auch nicht den Mut, meinen Onkel anzusehen. Er setzte sich nur so klein und sachlich hin und ich glaube, dass höchstens ein Achtel seines Gesässes den Stuhl berührte. (Wenn er überhaupt mehr als ein Achtel besaß – vor lauter Bescheidenheit.) Er saß, sah vor sich hin auf die kaffeesubtropfte grauweiße Decke, zog seine dicke Brieftasche hervor und legte sie immerhin einigermassen männlich auf den Tisch. Eine halbe Sekunde riskierte er einen kurzen Aufblick, ob er wohl zu weit gegangen sei mit dem Aufbumsen der Tasche, dann, als er sah, dass der Berg, mein Onkel nämlich, in seiner Trägheit verharrete, öffnete er die Tasche und nahm ein Stück pappartiges zusammengekniffenes Papier heraus, dessen Falten das typische Gelb eines oftbenutzten Stück Papiers aufwiesen. Er klappte es wichtig auseinander, verkniff sich jeden Ausdruck von Beleidigtsein oder Rechthaberei und legte sachlich seinen kurzen abgenutzten Finger auf eine bestimmte Stelle des Stück Papiers. Dazu sagte er leise, eine Spur heiser und mit großen Atempausen:

«Bitte schehr. Wenn Schie schehen wollen. Schtellen Schie höflichsch schelbscht fescht. Mein Pasch. In Parisch gewesen. Barschelona. Oschnabrück, bitte schehr. Allesch ausch meinem Pasch schu erschehen. Und hier: Beschondere Kennscheichen: Narbe am linken Knie. (Vom Fußballspiel.) Und hier, und hier? Wasch ischt hier? Hier, bitte schehr: Schsprachfehler scheid Geburt. Bitte schehr. Wie Schie schelbscht schehen!»

Das Leben war zu rabenmütterlich mit ihm umgegangen, als dass er jetzt den Mut gehabt hätte, seinen Triumph auszukosten und meinen Onkel herausfordernd anzusehen. Nein, er sah still und klein vor sich auf seinen vorgestreckten Finger und den bewiesenen Geburtsfehler und wartete geduldig auf den Bass meines Onkels.

Es dauerte lange, bis der kam. Und als er dann kam, war es so unerwartet, was er sagte, dass ich, vor Schreck einen Schluckauf bekam. Mein Onkel ergriff plötzlich mit seinen klobigen viereckigen Tatmenschenhänden die kleinen flutterigen Pfoten des Kellners und sagte mit der vitalen wütendkräftigen Gutmütigkeit und der tierhaft warmen Weichheit, die als primärer Wesenszug aller Riesen gilt: «Armesch kleinesch Luder! Schind schie schon scheid deiner Geburt hinter dir her und hetschen?»

Der Kellner schluckte. Dann nickte er. Nickte sechs-, siebenmal. Erlöst. Stolz. Befriedigt. Geborgen. Sprechen konnte er nicht. Er begriff nichts. Verstand und Sprache waren erstickt von zwei dicken Tränen. Sehen konnte er auch nicht, denn die zwei dicken Tränen schoben sich vor seine Pupillen wie zwei undurchsichtige allesversöhnende Vorhänge. Er begriff nichts. Aber sein Herz empfing diese Welle des Mitgefühls wie eine Wüste, die tausend Jahre auf einen Ozean gewartet hatte. Bis an sein Lebensende hätte er sich so überschwemmen lassen können! Bis an seinen Tod hätte er seine kleinen Hände in den Pranken meines Onkels verstecken mögen! Bis in die Ewigkeit hätte er das hören können, dieses: Armesch kleinesch Luder!

Aber meinem Onkel dauerte das alles schon zu lange. Er war Autofahrer. Auch wenn er im Lokal saß. Er ließ seine Stimme wie eine Artilleriesalve über das Gartenlokal hinwegdröhnen und donnerte irgendeinen erschrockenen Kellner an:

«Schie, Herr Ober! Acht Aschbach! Aber losch, schag ich Ihnen! Wasch? Nicht Ihr Revier? Bringen Schie schofort acht Aschbach oder tun Schie dasch nicht, wasch?»

Der fremde Kellner sah eingeschüchtert und verblüfft auf meinen Onkel. Dann auf seinen Kollegen. Er hätte ihm gern von den Augen abgesehen (durch ein Zwinkern oder so), was das alles zu bedeuten hätte. Aber der kleine Kellner konnte seinen Kollegen kaum erkennen, so weit weg war er

von allem, was Kellner, Kuchenteller, Kaffeetasse und Kollege hieß, weit weit weg davon.

Dann standen acht Asbach auf dem Tisch. Vier Gläser davon musste der fremde Kellner gleich wieder mitnehmen, sie waren leer, ehe er einmal geatmet hatte. «Laschen Schie dasch da nochmal volllaufen!» befahl mein Onke! und wühlte in den Innentaschen seiner Jacke. Dann piffte er eine Parabel durch die Luft und legte nun seinerseits seine dicke Briefftasche neben die seines neuen Freundes. Er fummelte endlich eine zerknickte Karte heraus und legte seinen Mittelfinger, der die Maße eines Kinderarms hatte, auf einen bestimmten Teil der Karte.

«Schiehscht du, dummesch Häschchen, hier schtehtsch: Beinamputiert und Unterkieferschusch. Kriegschverletschung». Und während er das sagte, zeigte er mit der anderen Hand auf eine Narbe, die sich unterm Kinn versteckt hielt.

«Die Öösch haben mir einfach ein Schtück von der Schungenschpitsche abgeschoschen. In Frankreich damalsch».

Der Kellner nickte.

«Noch bösche?» fragte mein Onkel.

Der Kellner schüttelte schnell den Kopf hin und her, als wollte er etwas ganz Unmögliches abwehren.

«Ich dachte nur schuerscht, Schie wollten mich utschen».

Erschüttert über seinen Irrtum in der Menschenkenntnis wackelte er mit dem Kopf immer wieder von links nach rechts und wieder zurück.

Und nun schien es mit einmal, als ob er alle Tragik seines Schicksals damit abgeschüttelt hätte. Die beiden Tränen, die sich nun in den Hohlheiten seines Gesichtes verliefen, nahmen alle Qual seines bisherigen verspotteten Daseins mit. Sein neuer Lebensabschnitt, den er an der Riesentatze meines Onkels betrat, begann mit einem kleinen aufstoßenden Lacher, einem Gelächterchen, zage, scheu, aber von einem unverkennbaren Asbachgestank begleitet.

Und mein Onkel, dieser Onkel, der sich auf einem Bein, mit zerschossener Zunge und einem bärigen bassstimmigen Humor durch das Leben lachte, dieser mein Onkel war nun so unglaublich selig, dass er endlich, endlich lachen konnte. Er war schon bronzefarben angelaufen, dass ich fürchtete, er müsse jede Minute platzen. Und sein Lachen lachte los, unbändig, explodierte, polterte, juchte, gongte, gurgelte – lachte los, als ob er ein Riesensaurier wäre, dem diese Urweltlaute entrölpsten. Das erste kleine neuprobierete Menschlachen des Kellners, des neuen kleinen Kellnermenschen, war dagegen wie das schütterte Gehästel eines erkälteten Ziegenbabys. Ich griff angstvoll nach der Hand meiner Mutter. Nicht dass ich Angst vor meinem Onkel gehabt hätte, aber ich hatte doch eine tiefe

tierische Angstwitterung vor den acht Asbachs, die in meinem Onkel brodelten. Die Hand meiner Mutter war eiskalt. Alles Blut hatte ihren Körper verlassen, um den Kopf zu einem grellen plakatenen Symbol der Schamhaftigkeit und des bürgerlichen Anstandes zu machen. Keine Vierländer Tomate konnte ein röteres Rot ausstrahlen. Meine Mutter leuchtete. Klatschmohn war blass gegen sie. Ich rutschte tief von meinem Stuhl unter den Tisch. Siebenhundert Augen waren rund und riesig um uns herum. Oh, wie wir uns schämten, meine Mutter und ich.

Der kleine Kellner, der unter dem heißen Alkoholattem meines Onkels ein neuer Mensch geworden war, schien den ersten Teil seines neuen Lebens gleich mit einer ganzen Ziegenmeckerlachepoche beginnen zu wollen. Er mühte, bühte, gnickte und gnickerte wie eine ganze Lämmerherde auf einmal. Und als die beiden Männer nun noch vier zusätzliche Asbachs über ihre kurzen Zungen schütteten, wurden aus den Lämmern, aus den rosigen dünnstimmigen zarten schüchternen kleinen Kellnerlämmern, ganz gewaltige hölzern meckernde steinalte weißbärtige blechscheppernde blödblockende Böcke.

Diese Verwandlung vom kleinen giftigen tauben verkniffenen Bitterling zum andauernd, fortdauernd meckernden schenkelschlagenden geckernden blechern blökenden Ziegenbockmenschen war selbst meinem Onkel etwas ungewöhnlich. Sein Lachen vergluckerte langsam wie ein absaufender Felsen. Er wischte sich mit dem Ärmel die Tränen aus dem braunen breiten Gesicht und glotzte mit asbachblanken sturerstaunten Augen auf den unter Lachstößen bebenden weiß-bejackten Kellnerzwerg. Um uns herum feixten siebenhundert Gesichter. Siebenhundert Augen glaubten, dass sie nicht richtig sahen. Siebenhundert Zwerchfelle schmerzten. Die, die am weitesten ab saßen, standen erregt auf, um sich ja nichts entgehen zu lassen. Es war, als ob der Kellner sich vorgenommen hatte, fortan als ein riesenhafter boshaft bähender Bock sein Leben fortzusetzen. Neuerdings, nachdem er wie aufgezogen einige Minuten in seinem eigenen Gelächter untergegangen war, neuerdings bemühte er sich erfolgreich, zwischen den Lachsalven, die wie ein blechernes Maschinengewehrfeuer aus seinem runden Mund perlten, kurze schrille Schreie auszustoßen. Es gelang ihm, so viel Luft zwischen dem Gelächter einzusparen, dass er nun diese Schreie in die Luft wiehern konnte.

«Schischyphusch!» schrie er und patschte sich gegen die nasse Stirn. «Schischyphusch! Schiiischyphuuusch!» Er hielt sich mit beiden Händen an der Tischplatte fest und wieherte: «Schischyphusch!» Als er fast zwei dutzendmal gewiehert hatte, dieses «Schischyphusch» aus voller Kehle gewiehert hatte, wurde meinem Onkel das Schischyphuschen zuviel. Er zerknitterte dem unaufhörlich wiehernden Kellner mit einem einzigen Griff

das gestärkte Hemd, schlug mit der anderen Faust auf den Tisch, dass zwölf leere Gläser an zu springen fingen, und donnerte ihn an: «Schlusch! Schlus, schag ich jetscht. Wasch scholl dasch mit dieschem blödschinnigen schaudummen Schischyphusch? Schlusch jetscht, verschtehscht du!» Der Griff und der gedonnerte Bass meines Onkels machten aus dem schischyphuschschreienden Ziegenbock im selben Augenblick wieder den kleinen lispelnden armseligen Kellner.

Er stand auf. Er stand auf, als ob es der größte Irrtum seines Lebens gewesen wäre, dass er sich hingesetzt hatte. Er fuhr sich mit dem Serviettentuch durch das Gesicht und räumte Lachtränen, Schweißtropfen, Asbach und Gelächter wie etwas hinweg, das fluchwürdig und frevelhaft war. Er war aber so betrunken, dass er alles für einen Traum hielt, die Pöbelei am Anfang, das Mitleid und die Freundschaft meines Onkels. Er wusste nicht: Hab ich nun eben Schischyphusch geschrien? Oder nicht? Hab ich schehsch Aschbach gekippt, ich der Kellner dieschesch Lokalsch, mitten unter den Gäschten? Ich? Er war unsicher. Und für alle Fälle machte er eine abgehackte kleine Verbeugung und flüsterte: «Verscheihung!» Und dann verbeugte er sich noch einmal: «Verscheihung. Ja, verscheihen Schie dasch Schischyphuschgeschrei. Bitte schehr. Verscheihen der Herr, wenn ich schu laut war, aber der Aschbach, Schie wischen ja schelbscht, wenn man nichtsch gegeschen hat, auf leeren Magen. Bitte schehr darum. Schischyphusch war nämlich mein Schpitschname. Ja, in der Schule schon. Die gansche Klasche nannte mich scho. Schie wischen wohl, Schischyphusch, dasch war der Mann in der Hölle, diesche alte Schage, wischen Schie, der Mann im Hadesch, der arme Schünder, der einen groschen Felschen auf einen rieschigen Berg raufschieben schollte, eh, muschte, ja, dasch war der Schischyphusch, wischen Schie wohl. In der Schule muschte ich dasch immer schagen, immer diesen Schischyphusch. Und allesch hat dann gepuschet vor Lachen, können Schie schich denken, werter Herr. Allesch hat dann gelacht, wischen Schie, schintemalen ich doch die schu kursche Schungenschpitsche beschitsche. Scho kam esch, dasch ich schpäter überall Schischyphusch geheischen wurde und gehänschelt wurde, schehen Schie. Und dasch, verscheihen, kam mir beim Aschbach nun scho insch Gedächtnisch, alsch ich scho geschrien habe, verschtehen. Verscheihen Schie, ich bitte schehr, verscheihen Schie, wenn ich Schie beläschtigt haben schollte, bitte schehr».

Er verstummte. Seine Serviette war indessen unzählige Male von einer Hand in die andere gewandert. Dann sah er auf meinen Onkel.

Jetzt war der es, der still am Tisch saß und vor sich auf die Tischdecke sah. Er wagte nicht, den Kellner anzusehen. Mein Onkel, mein bärischer bulliger riesiger Onkel wagte nicht, aufzusehen und den Blick dieses

kleinen verlegenen Kellners zu erwidern. Und die beiden dicken Tränen, die saßen nun in seinen Augen. Aber das sah keiner außer mir. Und ich sah es auch nur, weil ich so klein war, dass ich ihm von unten her ins Gesicht sehen konnte. Er schob dem still abwartenden Kellner einen mächtigen Geldschein hin, winkte ungeduldig ab, als der ihm zurückgeben wollte, und stand auf, ohne jemanden anzusehen. Der Kellner brachte noch zaghaft den Satz an: «Die Aschbach wollte ich wohl gern beschahlt haben, bitte schehr».

Dabei hatte er den Schein schon in seine Tasche gesteckt, als er keine Antwort und keinen Einspruch. Es hatte auch keiner den Satz gehört und seine Großzügigkeit fiel lautlos auf den harten Kies des Gartenlokals und wurde da später gleichgültig zertreten. Mein Onkel nahm seinen Stock, wir standen auf, meine Mutter stützte meinen Onkel und wir gingen langsam auf die Straße zu. Keiner von uns dreien sah auf den Kellner. Meine Mutter und ich nicht, weil wir uns schämten. Mein Onkel nicht, weil er die beiden Tränen in den Augen sitzen hatte. Vielleicht schämte er sich auch, dieser Onkel. Langsam kamen wir auf den Ausgang zu, der Stock meines Onkels knirschte hässlich auf dem Gartenkies und das war das einzige Geräusch im Augenblick, denn die drei- bis vierhundert Gesichter an den Tischen waren stumm und glotzügig auf unseren Abgang konzentriert.

Und plötzlich tat mir der kleine Kellner leid. Als wir am Ausgang des Gartens um die Ecke biegen wollten, sah ich mich schnell noch einmal nach ihm um. Er stand noch immer an unserem Tisch. Sein weißes Serviettentuch hing bis auf die Erde. Er schien mir noch viel viel kleiner geworden zu sein. So klein stand er da und ich liebte ihn plötzlich, als ich ihn so verlassen hinter uns herblicken sah, so klein, so grau, so leer, so hoffnungslos, so arm, so kalt und so grenzenlos allein! Ach, wie klein! Er tat mir so unendlich leid, dass ich meinen Onkel an die Hand tippte, aufgeregt, und leise sagte: «Ich glaube, jetzt weint er.»

Mein Onkel blieb stehen. Er sah mich an und ich konnte die beiden dicken Tropfen in seinen Augen ganz deutlich erkennen. Noch einmal sagte ich, ohne genau zu verstehen, warum ich es eigentlich tat: «Oh, er weint. Kuck mal, er weint».

Da ließ mein Onkel den Arm meiner Mutter los, humpelte schnell und schwer zwei Schritte zurück, riss seinen Krückstock wie ein Schwert hoch und stach damit in den Himmel und brüllte mit der ganzen großartigen Kraft seines gewaltigen Körpers und seiner Kehle:

«Schischyphusch! Schischyphusch! Hörscht du? Auf Widerschehen, alter Schischyphusch! Bisch nächsthen Schonntag, dummesch Luder! Widerschehen!» Die beiden dicken Tränen wurden von den Falten, die

sich jetzt über sein gutes braunes Gesicht zogen, zu nichts zerdrückt. Es waren Lachfalten, und er hatte das ganze Gesicht voll davon. Noch einmal fegte er mit seinem Krückstock über den Himmel, als wollte er die Sonne herunterraken, und noch einmal donnerte er sein Riesenlachen über die Tische des Gartenlokals hin: «Schischyphusch! Schischyphusch!»

Und Schischyphusch, der kleine graue arme Kellner, wachte aus seinem Tod auf, hob seine Serviette und fuhr damit auf und ab wie ein wildgewordener Fensterputzer. Er wischte die ganze graue Welt, alle Gartenlokale der Welt, alle Kellner und alle Zungenfehler der Welt mit seinem Winken endgültig und für immer weg aus seinem Leben. Und er schrie schrill und überglücklich zurück, wobei er sich auf die Zehen stellte und ohne sein Fensterputzen zu unterbrechen: «Ich verschtehe! Bitte schehr! Am Sonntag! Ja, Widerschehen! Am Sonntag, bitte schehr!"

Dann bogen wir um die Ecke. Mein Onkel griff wieder nach dem Arm meiner Mutter und sagte leise: «Ich weisch, esch war schicher entschetschlich für euch. Aber wasch schollte ich andersch tun, schag schelbscht. Scho'n dummer Hasche. Lläuft nun schein ganschesch Leben mit scho einem garschtigen Schungenfehler herum. Armesch Luder dasch!»

## Texterläuterungen

1. *Die vorliegende Geschichte ist aber lustig. Als Vorlage und Held diente Borchert sein Onkel Hans, den er verehrte, der einen Sprachfehler hatte, im 1. Weltkrieg ein Bein verlor, mit seinem Vermögen spekulierte und später in Hamburg eine Kneipe kaufte. Die Erzählung durchlebt Höhen und Tiefen: Wut, peinliche Berührtheit, Scham, Traurigkeit, Hoffnungslosigkeit, Mitgefühl, Warmherzigkeit, Nächstenliebe – alles in einer wunderschönen Sprache geschrieben.*

2. Was meinen Sie, haben die Erzählungen von B. Honigmann, P. Hachs, W. Borchert, H. Böll, K. Marti, S. Lenz, S. Killian und I. Aichinger etwas Gemeinsames? Wie würden Sie das Thema dieser Kurzgeschichten bezeichnen?